

Der Deutsche

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 43

Duisburg, den 26. Oktober 1929

30. Jahrgang

Christliche Metall- Arbeiterin



du führst das Steuer
deines Schicksals

Der Gedenktag des 30jährigen Bestehens unseres Verbandes

Vorstand und Ausschuß unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes waren am 15. Oktober zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengetreten. Galt es doch, des Tages zu gedenken, an dem vor dreißig Jahren unser Verband gegründet wurde, die Zeit seines Bestehens zu werten und Ausblicke in die Zukunft zu tun. Im festlich geschmückten Saale des „Reichshofes“ zu Duisburg, der schon so manche bedeutungsvolle Sitzung unseres Verbandes gesehen hat, eröffnete Verbandsvorsitzender Kollege Franz Wieber die Tagung. Neben den Vorstands- und Ausschußmitgliedern begrüßte er besonders den Vorsitzenden des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Kollegen Otte, Reichspostminister a. D. Kollegen Giesberts und Beigeordneten Kollegen Gilsing (Bochum). Kollege Wieber erinnerte an die Bedeutung des Tages und gab zunächst einen Ueberblick über die organisatorische, agitatorische und finanzielle Lage des Verbandes. Die etwas langsamere Vorwärtsbewegung der letzten Monate gelte es, besonders durch die Herbstwerbearbeit nicht nur auszugleichen, sondern einen bedeutenden Stamm neuer Mitkämpfer den alten beizufügen. Die Erfolge der letzten Jahre berechtigten auch in diesem Jahre zu guten Hoffnungen. Jedenfalls lassen die bis jetzt vorliegenden Werberesultate erkennen, daß an manchen Orten mit gewohnter Energie angepackt wird, um vorwärts zu kommen. Es gilt aber gerade in diesem Jahre, die Lauen aufzurütteln, weil außerordentlich viel auf dem Spiel steht. Der Kampf gegen die Sozialversicherung und das Arbeitsrecht sollte allen noch abseitsstehenden Metallarbeitern die Augen öffnen.

Kollege Wieber ging sodann zu einer packenden Darstellung der Geschichte unseres Verbandes über und charakterisierte trefflich die einzelnen Entwicklungsphasen. Bevor überhaupt jemand im rheinisch-westfälischen Industriegebiet etwas von Sozialisten wußte, haben sich schon 1876 in Essen die christlichen Metall-, Stein- und Holzarbeiter organisiert. In den achtziger Jahren galt das gleiche für die Formersbachbewegung im Westen, die sich durchweg auf christlich-sozialem Boden bildete. Der Gedanke christlicher Berufsorganisationen hat also schon außerordentlich lange gewirkt. Aus seinen Erfahrungen und seinem Ueberblick über die Geschichte der letzten dreißig Jahre gab Kollege Wieber markante Punkte der Verbandsgeschichte, sowohl nach seinem Wollen, seinen Finanzen und den Mitgliederzahlen. Ehrend gedachte Kollege Wieber der verstorbenen Kollegen, der alten und der jungen, die als Pioniere des Arbeiterfortschrittes gefallen sind, der wackeren Vertrauensleute, die tagaus, tagein

unter großen Mühen und Entbehrungen die Verbandsgedanken in immer mehr Herzen einpflanzen, vor allem auch der freigestellten Kollegen des Verbandes. Der freigestellte Kollege trage mit seinen vielgestaltigen Aufgaben eine große Verantwortung, nicht nur für den Verband schlechthin, sondern darüber hinaus für das deutsche Sozialleben. Wer so ununterbrochen für den Verband tätig ist, infolge seiner Tätigkeit kaum ein Familienleben kennt, selbst den Sonntag auf Tour ist, leistet dem Verband und der Arbeiterschaft große Dienste. Ihnen soll auch am heutigen Tage der Dank des Vorstandes und Ausschusses ausgesprochen werden. Zum Schluß forderte Kollege Wieber die Mitglieder auf, auch in Zukunft treu zum Verband zu stehen, an seiner Stärkung zu arbeiten und alle Kräfte für ihn einzusetzen.

Unser 2. Verbandsvorsitzender, Kollege Schmitz, sprach dem „Alten“ den Dank des Verbandes aus für sein unermüdeliches Schaffen und Wirken. Der Gedenktag des dreißigjährigen Bestehens des Verbandes erfahre noch eine Vertiefung dadurch, daß Kollege Wieber mit dem heutigen Tage dreißig Jahre Verbandsvorsitzender sei. Kollege Schmitz gab dann die zahlreichen Telegramme bekannt, die eingelaufen waren von alten Kämpfern, von Ortsverwaltungen bis zu den Reichsministerien. Prachtvolle Blumenarrangements aus Kollegenkreisen und von freundschaftlichen Organisationen waren treffliche Zeugnisse für die Wertschätzung, deren sich der Verband erfreut. Ein Münchener Kollege übermittelte eine künstlerisch gut gelungene große Treiarbeit mit dem Kopf des Kollegen Wieber.

Dann kamen die Gäste zu Wort. Kollege Otte, der die Glückwünsche des Gesamtverbandes übermittelte und grundsätzliche, wegweisende Worte sprach, und die Kollegen Giesberts und Gilsing, die aus dem schier unerschöpflichen Material ihrer Erlebnisse im Ringen um den christlichen Gewerkschaftsgedanken lebhafteste Bilder boten. Nach weiteren Darlegungen über Verbandsangelegenheiten, einem mit Begeisterung aufgenommenen Gruß an den leider erkrankten ersten „Sekretär“ unseres Verbandes, die Gattin unseres Verbandsvorsitzenden Kollegen Wieber, und einem Hoch auf unsern Christlichen Metallarbeiterverband wurde die einfache und doch ergreifend denkwürdige Stunde geschlossen. Der Abend vereinte Vorstand und Ausschuß zu einer kleinen, würdigen familiären Feier.

Das aber soll Wort und Tat aus dem Gedenktag sein: Wir wollen und müssen vorwärts! Alle Kräfte angespannt in der Herbstwerbearbeit für den Aufstieg unseres Standes.
Wbr.

Wie steht es um die Metallarbeiterin?



Sie steht auf unserm Titelbild die christliche Metallarbeiterin. Der Sturm der Wirtschaft packt ihre Gestalt und ihr Haar. Man fühlt das Wogen und Peitschen der Wellen, durch die sie das Schiff ihres Schicksals und ihres Lebens lenken muß. Sie selbst hat das Steuer in der Hand, und von ihr allein hängt es ab, ob sie Sturm und Geschick mit fester Hand und starkem Sinn meistert oder ob Wind und Wellen der Wirtschaft Kraft über sie gewinnen und sie und ihr Schiff hilflos dahintreiben lassen. Das sagt uns das Bild.

Und trifft das, was der Zeichner darstellen wollte, nicht vollständig auf das Leben der Metallarbeiterin zu? Die moderne Industriewirtschaft hat immer mehr Hände in ihren Dienst gezwungen. Wahllos nahm sie Männer, Frauen, Kinder, alt und jung. Die Rationalisierung im Betrieb, die in eine immer größere Anzahl von Einzelteilen zerlegte Arbeit hat eine steigende Zahl von Frauen in die Industrie hineingebracht. Gleich, wie man zur industriellen Frauenarbeit

steht, ob man sie ablehnt oder auf einen kleinen Kreis beschränkt wissen will, vorläufig stehen wir vor der Tatsache, daß die Frau in immer stärkerem Maße in das betriebliche Erwerbsleben hineingezogen wird.

In einem stets ansteigenden Tempo hat die Frauenarbeit in Deutschland zugenommen. 1882 gab es rund 5 Millionen erwerbstätige Frauen schlechthin, 1895 schon 6 Millionen; 1907 zählte man 8,5 Millionen und 1925 11,5 Millionen erwerbstätige Frauen. Während die Zahl der erwerbstätigen Männer von 1907 bis 1925 von 66 auf 64% der Erwerbstätigen zurückging, stieg die Zahl der beschäftigten Frauen von 34 auf 36% der Erwerbstätigen. Ueber zwei Drittel aller beschäftigten Frauen stehen in den beiden großen Berufsgruppen „Land- und Forstwirtschaft“ und „Industrie und Handwerk“. In der ersten wurden 1925 4,9 Millionen und in der zweiten 2,9 Millionen Frauen beschäftigt.

Aber in diesen Zahlen sind nicht nur Arbeiterinnen enthalten, sondern auch das ganze Heer der weiblichen Anger-

stellten, Beamten, Selbständigen. Die größte Zahl der in Industrie und Handwerk beschäftigten Frauen sind jedoch Arbeiterinnen; unter den 2,9 Millionen sind 2 Millionen Arbeiterinnen. Die größte Anzahl Arbeiterinnen beschäftigt die Textilindustrie. Aber auch die Metallindustrie zählt vor allem in den metallverarbeitenden Berufen eine sehr große Anzahl Arbeiterinnen. In der Eisen-, Stahl- und Metallwarenherstellung waren 1925 144 000 Arbeiterinnen, und in der elektrotechnischen Industrie, Feinmechanik und Optik rund 150 000 Arbeiterinnen beschäftigt. In den letztgenannten Gruppen hat sich die Zahl der Arbeiterinnen seit 1907 um das Sechsfache vermehrt. Dazu sind im Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau, in der Musikinstrumenten- und Spielwarenindustrie eine große Anzahl Arbeiterinnen beschäftigt.

Beachtlich ist vor allem die starke Zunahme der außerhäuslichen Erwerbsarbeit der verheirateten Frau. 1907 waren im Reichsdurchschnitt von 100 Arbeiterinnen in Industrie und Handwerk: Ledige 67,1%, Verheiratete 21,3%, Verwitwete und Geschiedene 11,6%. Im Jahre 1925 war die Zahl der verheirateten berufstätigen Frauen schon auf 29% gestiegen, ein auch volkspolitisch unhaltbarer Zustand. Man darf rechnen, daß im allgemeinen 20% der Industriearbeiterinnen verheiratete Frauen sind. Das Gewerbeaufsichtsamt Pfalz-Süd stellte fest, daß von den Arbeiterinnen der dortigen Metallindustrie 37% verheiratete Frauen sind.

Wenn wir an sich keine Freunde der Frauenarbeit sind, so ist vom volklichen und familiären Standpunkt aus die Fabrikarbeit der verheirateten Frau zu verwerfen. Aber diese Zahlen geben starke Anhaltspunkte über die Not in den Arbeiterfamilien und die vielfach unzureichenden Löhne der Männer, die allein mit ihrem Lohn die Familie nicht durchhalten können, so daß die verheiratete Frau leider mit in die Fabrik gehen muß. Dieser unwürdige Zustand ist besonders groß in Gegenden, in denen die gewerkschaftliche Organisation schwach ist.

Bürgerliche Schichten haben freilich ihre eigenen Ansichten darüber, warum die Arbeiterfrau in die Fabrik geht. Professor Basler (Tübingen) hat ein Buch herausgegeben, „Rassenphysiologie des deutschen Volkes — Ein Handbuch für die gebildeten Stände“, worin es heißt:

„Trotz des hohen Lohnes, den heute ein Arbeiter verdient, geht seine Frau, selbst wenn sie mehrere Kinder hat, häufig zur Fabrik, weil es ihr zu Haus an Unterhaltung fehlt!“

Ueber eine solche Darstellung auch nur einige Worte zu verlieren, hieße, ihr nur etwas Wert zuzuerkennen. Solche Auslassungen hängt man niedriger.

Die Lage der Metallarbeiterin in den meisten Betrieben entspricht besonders in bezug auf Entlohnung nicht der Leistung, welche die Arbeiterin vollbringt. An sehr vielen Stellen wird die Metallarbeiterin dadurch zur Lohndrückerin für ihre Kollegenschaft.

Aus den angegebenen Zahlen zeigt sich schon die Größe des gewerkschaftlichen Betätigungsfeldes, aber auch die Größe der Werbearbeit, die unter den Metallarbeiterinnen noch geleistet werden muß. Die Metallarbeiterinnen stehen zum gro-



Nur die Metallarbeiterin ist sich ihres Wertes bewußt, die im Christlichen Metallarbeiterverband ist

ßen Teil noch außerhalb der gewerkschaftlichen Organisation. Das ist der Grund für die oft mangelhaften Lohn- und Arbeitsverhältnisse, unter denen sie zu schaffen gezwungen sind.

Gerade unserem Christlichen Metallarbeiterverbande erwachsen bei der Werbearbeit unter den Metallarbeiterinnen besondere Aufgaben. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Kolleginnen steht auf christlichem Boden und betätigt sich in irgendeiner konfessionellen und religiösen Vereinigung. Hier bemühen sich nun die sozialistischen Gewerkschaften langsam Schritt für Schritt mit ihrer antireligiösen Tendenz Boden zu gewinnen. Dem gilt es, frühzeitig und in verstärktem Maße Dämme entgegenzuwerfen. Genau so notwendig, wie die Gewinnung der Männer für den Christlichen Metallarbeiterverband ist, so wichtig ist auch die Gewinnung der Metallarbeiterinnen. Das Gebiet bedarf stärkster Belebung. Der Ruf geht nicht nur an die Kollegen, sondern vor allem auch an die schon organisierten Kolleginnen, ihren Berufsschwestern Wert und Notwendigkeit des Christlichen Metallarbeiterverbandes vor Augen zu führen und sie zu Mitarbeiterinnen unserer Sache zu machen. Nur diejenige Metallarbeiterin wird das Steuer ihres Schicksals in der Wirtschaft gut führen, die organisiert ist. Die Herbstwerbearbeit sollte uns auch auf diesem Gebiete einen guten Schritt vorwärts bringen. G. W.

Metallarbeiterin und Gewerkschaft



Die Metallarbeiterin ist in einigen Gruppen der Metallindustrie ein äußerst wichtiges Arbeitsglied. Das macht sich naturgemäß auf die Gestaltung der Löhne und Arbeitsverhältnisse stark bemerkbar. Dies trifft vor allen Dingen zu auf die Zweige der Uhren-, Edelmetall-, Harmonika-, Nadel- und Spielwarenindustrie.

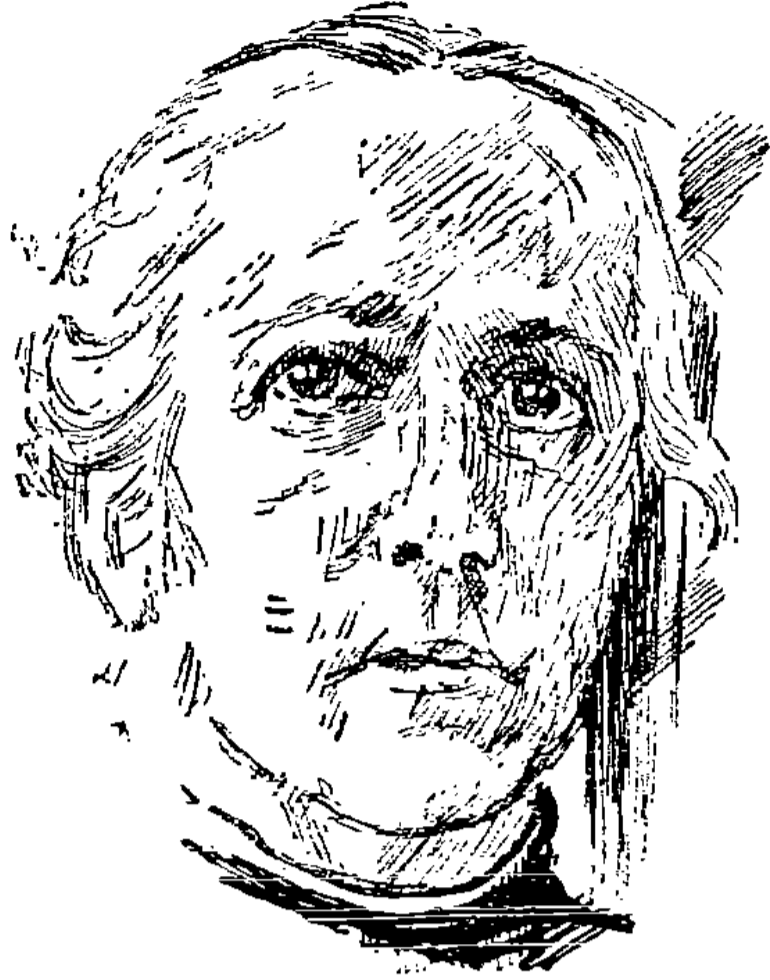
Wo es irgendwie geht, sucht der Unternehmer die ihm zu teure Männerarbeit durch billigere Frauenarbeit abzulösen. Maschine und Rationalisierung kommen ihm dabei zu Hilfe. Die Fälle mehren sich, wo der Mann als übrig und zu teuer entlassen wird, arbeitslos auf der Straße steht, und eine Frau oder ein Mädchen an seine Stelle tritt. Die großer

Gefahren und Schäden dieser Entwicklung für Mann und Frau brauche ich wohl nicht näher auszuführen. Der Lohn der Männer wird dadurch nicht nur gedrückt, auch die Arbeiterin erhält dabei nicht den Lohn, der ihrer Arbeit wert und würdig ist. Der Weg zur Ehe und zur Hausfrau wird weitethin noch mehr als bisher erschwert und beeinträchtigt.

An der Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse für die Arbeiterin sind daher Mann und Frau in gleicher Weise interessiert. Viele unserer Kollegen in der Metallindustrie haben sich leider bisher damit begnügt, über das Vordrängen der Frauenarbeit in der Metallindustrie sich entrüstet aufzuhalten und die Arbeiterin als einen Fremdkörper und unerwünschten Eindringling anzusehen.

Offenen Blickes
und mit stolzer Stirn
soll auch die christliche
Metallarbeiterin in so-
lidarischer Gemeinschaft
in unserem Verband
schaffen.

Geschieht das, dann
wird auch die Zukunft
der Metallarbeiterin
wesentlich besser ge-
staltet werden.



Mit dieser Ablehnung oder einem bloßen Gehenlassen ist aber nichts getan und nichts geholfen. An dem Vorhandensein der Frauenarbeit in der Metallindustrie ändern wir vorläufig noch nichts. Anders steht es aber mit der Frage: Wo und wie und unter welchen Arbeits- und Lohnbedingungen wird die Frauenarbeit ausgeübt? Mit dieser Betrachtungsweise müssen wir einsehen und Einfluß auf die Gestaltung der Frauenarbeit in der Metallindustrie gewinnen.

Damit kommen wir von selbst auf die Frage der Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterin.

Leider müssen wir feststellen, daß auf dem Gebiete der Gewinnung der in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiterinnen für unsern Christlichen Metallarbeiterverband bis jetzt von vielen unserer Kollegen manches verjäumt wurde und noch recht viel zu tun ist. Gehen wir in den einzelnen Betrieben und Orten die Zahl der vorhandenen Arbeiterinnen durch und stellen ihre gewerkschaftliche Organisationszugehörigkeit fest, dann erweist sich die Tatsache, daß, prozentual genommen, die Arbeiterinnen weit schlechter organisiert sind als die männlichen Kollegen. Ohne eine starke Organisation aber auch kein Einfluß auf die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse. Wollen die Männer die heute sehr schwer wiegende Konkurrenz billiger Frauenarbeit abschwächen und allmählich beseitigen, so müssen sie sich mehr als bisher um die Gewinnung der Arbeiterinnen für unsere gewerkschaftliche Organisation bemühen. Der männliche Arbeiter muß in der Arbeiterin eine gleichberechtigte Mitarbeiterin und Kollegin sehen, für die der Grundsatz der Solidarität in der gleichen Weise maßgebend ist wie im Verhältnis der männlichen Kollegen untereinander. Er darf die Arbeiterin nicht als Fremdkörper oder als etwas Geringswertiges betrachten. Die Arbeiterin ist nicht nur betriebliche Mitarbeiterin, sondern auch Glied der Arbeiterfamilie und als verheiratete Frau Hausfrau einer Arbeiterfamilie.

Die Arbeiterin der Metallindustrie steht, wie bereits schon erwähnt, zum größten Teil abseits der Organisation. Der Organisationsgedanke ist ihr in vieler Beziehung noch fremd. Hier entsprechende Aufklärung zu geben, ist unser aller Aufgabe.

Die Arbeiterin von heute ist in ganz anderer Weise als ehemals an der Gestaltung ihrer Arbeits- und Lohnverhältnisse interessiert. Die Entwicklung der Frauenarbeit im allgemeinen und die große Zahl der in industrieller Lohnarbeit stehenden verheirateten Frauen zeigt die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen, sozialen und gewerkschaftlichen Schulung der Arbeiterinnen und die Gewinnung einer richtigen Auffassung von der Berufsarbeit. Diese ist nicht mehr, wie ehemals, eine vorübergehende Erscheinung, etwa für die Zeit der jungen Mädchenjahre, sondern für Hunderttausende von Arbeiterinnen eine Dauererscheinung. Damit ist aber auch die Frau, ob jung oder alt, in ungleich stärkerem Maße wie einst interessiert an der Gestaltung ihrer beruflichen Verhältnisse.

Die Werbearbeit unter den Arbeiterinnen mag schwerer erscheinen als bei den Männern. Wenn aber gründlich angepackt wird, bleiben auch hier die Erfolge nicht aus. Bei der Aufklärung der Arbeiterinnen über die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation dürfen wir nicht zuviel voraussetzen. In einfacher und verständlicher Weise sind unsere Mitarbeiterinnen in der Metallindustrie in die Gedanken einzuführen: Warum organisieren wir uns und warum organisieren wir uns christlich? Wir müssen anknüpfen an die Stellung der Arbeiterin im Betriebe, die Bewertung und Einschätzung ihrer Person und Arbeit, die Einflußnahme ihrer Arbeit auf die Gestaltung der gesamten Lohn- und Arbeitsverhältnisse mit ihrer Rückwirkung auf sie selbst, ihre Zukunft und die Arbeiterfamilie. Auch die Fragen der Arbeitsart und des Gesundheitsschutzes sind für die Frauen oft noch von ungleich größerer Bedeutung als für die Männer. Als christliche Arbeiter haben wir die christliche Idee in der Arbeit, die Notwendigkeit der Erreichung einer ausreichenden Männerentlohnung im Interesse der Zukunft der Frau und der Arbeiterfamilie mit in den Vordergrund zu stellen.

Suchen wir Anknüpfungspunkte bei den Arbeiterinnen dadurch, daß wir uns zunächst bemühen, einzelne verständnisvolle Kolleginnen für unsern Christlichen Metallarbeiterverband zu gewinnen, die dann wiederum als Mitarbeiterinnen in ihrem Kreise für unsere Verbandsidee mit tätig sind. Uebertragen wir in den Ortsgruppen diesen Kolleginnen bestimmte Aufgaben und bilden wir so einen weiblichen Mitarbeiterkreis. Suchen wir auch mehr Verbindung mit den konfessionellen Vereinen, in denen Arbeiterinnen sind. Die Hauswerbung im Kreise der Familie ist weiterhin ohne Zweifel ein besonders gutes Mittel, die Arbeiterin aufzuklären und für unsern Christlichen Metallarbeiterverband zu gewinnen. Vor allem müssen wir aus dem Kreise der Kolleginnen selbst mehr begeisterte Mitarbeiterinnen schaffen. Wird so allerseits angepackt, dann kommen wir auch bei den Metallarbeiterinnen ein gut Stück weiter.

Karl Gengler, Stuttgart.

Volkstum und Masse-Menschentum

III.

Kein Ziel der christlichen Gewerkschaftsbewegung ist die Aufhebung der unnatürlichen Trennung von Arbeit und Kapital, von Werkraum und Lebensraum. Das ist gewiß praktisch nur möglich durch eine gewisse Reform des Eigentumsrechts. Aber ebensowenig wie eine Uebertragung des kapitalistischen Geistes auf die Arbeiterchaft stattfinden darf (Methode der Gelben und Kapitalisten), wird einer Aufhebung des Eigentums an sich oder seiner Umwandlung in Gesellschaftsbefehl das Wort geredet.

Sondereigentum ist begründet in der Natur des Menschen. Der Mensch hat aber auch als

gottähnliches Wesen einen Anspruch darauf. Sondereigentum ist und kann gerade ein Mittel zur kulturellen Bildung des einzelnen sein. Nicht Eigentumsabschaffung, sondern Schaffung von mehr Eigentümern ist daher die Parole. Damit die Arbeiter Persönlichkeiten werden können, müssen die bestehenden Eigentumsrechte revidiert werden. Der ursprüngliche natürliche Zweck des Eigentums ist: der Gesamtheit der Menschen zu dienen. Es gilt, den Primat der Menschen und der Gemeinschaft wieder herzustellen. Die soziale Gerechtigkeit ist etwas anderes als Privatrecht, das der Staat jetzt. Das Recht existiert aus eigener Quelle. Der Staat hat nur die Pflicht, wieder Rechte in Kraft zu setzen. Das Ver-

hältnis der Teile zum Ganzen und des Ganzen zu den Teilen ist der Inhalt der sozialen Gerechtigkeit.

Vielleicht wird aus unseren Darlegungen klar, wie die Standwerdung der Arbeiterschaft zusammenhängt mit einer Reform der Wirtschaftsordnung. Und diese ist wiederum nur dann möglich, wenn der christliche Geist das wirtschaftliche Leben gestaltet. Die von der Aufklärung verkündete und begründete Eigengesetzlichkeit ist unchristlich. Das Bibelwort: „Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon“, hat eine tiefe Bedeutung für die Gestaltung der Wirtschaft.

Weil das wirtschaftliche Leben losgelöst wurde aus dem Kulturorganismus, weil die Sammlung gewaltiger Schätze für wichtiger gehalten wurde, als die Seele mit Ewigkeitswerten zu füllen, entstand der moderne Kapitalismus mit seinem Massenmenschtum. Schon Goethe sah das Aufkommen dieses Zerfallsprozesses, den er in „Wilhelm Meister“ also kennzeichnete: „Was hilft es mir, reines Eisen zu fabrizieren, wenn meine Seele voller Schlacken ist.“

Es gilt, eine neue Wirtschaftsgesinnung und zugleich neue Wirtschaftsformen zu schaffen. Das ist die Schicksalsfrage der abendländischen Kultur. Ihre Lösung bedeutet zugleich Standwerdung des Proletariats. An Stelle des Massenmenschen tritt wieder die Persönlichkeit, die wurzelhaft und fest verankert ist in Familie und Heimat.

„Ehe und Familie sind das Urbild und die Urquelle aller anderen Lebensgemeinschaften; in ihnen wirken geistig-leibliche Geburt und Wiedergeburt am tiefsten und gewaltigsten. Hier tritt jeder Mensch als Kind, Gatte und Gattin, Vater und Mutter in unmittelbare, geheimnisvolle Berührung mit Gottes Schöpferkraft, mit der Mutter Natur, mit dem Lebensquell. Die leiblich-geistige Zeugung, die Wiedergeburt bringt, ist das tiefste irdische Geheimnis des Menschen, unreligiöses Erlebnis, Mysterium. Wer nicht in der Familie als Kind, als Vater oder Mutter in der leiblichen oder in einer geistigen Familie deren Sinn als Lebensgemeinschaft tief ergriffen hat, ist für alle weitere Lebensgemeinschaft im Berufsstand, Staat, Volk, religiöser Gemeinschaft untauglich.“ In diesen wunderbaren Worten hat August Pieper die engen Beziehungen zwischen Familie, Stand und Volk gezeichnet. Was das Volk zu seiner Erhaltung, Erneuerung und Ertüchtigung braucht, ist im Schoße der Familie enthalten.

Ebenso wie der Einzelmensch als Persönlichkeit fest gebunden ist in der Familie, kann er nur gedeihen in der Heimat. Der Zusammenhang mit dem heimatlichen Grund und Boden ist eine feste Verknüpfung mit der Kette von Geschlechtern, die auf demselben Stück Erde emporstrebten zu den höchsten Werten menschlichen Lebens. In der Heimat ist das Volkstum wirklich erlebbar. Das Heimaterlebnis bewahrt vor aller unwirklichen völkischen Phrasologie. Es läßt die Ganzheit des Volkes

Um unsere „Deutsche Volksbank“

Wie Herr Ludendorff sie sieht

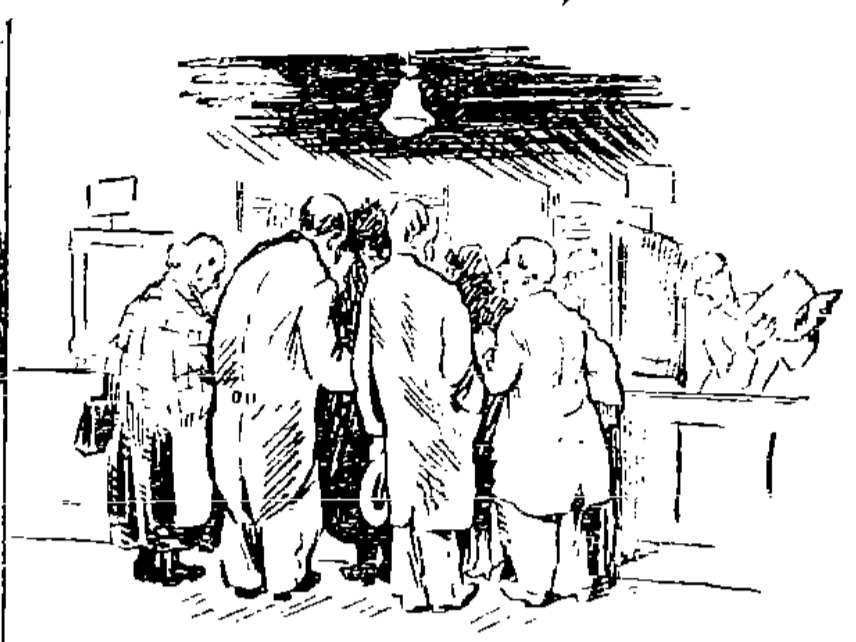
Ludendorffs „Volkswacht“ schreibt: „So trat bezeichnenderweise unter den sog. „Arbeiterbanken“ eine jesuitische Gründung zuerst auf den Plan, nämlich die „Deutsche Volksbank A. G.“



Was sie in Wirklichkeit ist

und immer noch mehr werden muß, nämlich

Die Sparbank der christlich-nationalen Arbeitnehmer!



empfinden. Das Heimaterlebnis führt zu einem lebendigen Verhältnis zur Vergangenheit, die nicht etwas Totes, Mechanisches darstellt, sondern etwas Lebendiges bedeutet, das mit dem inneren Menschen organisch verbunden wird. So werden die Kräfte erhalten, welche einem Lande zum Werden und Wachsen verholfen haben. Wie sich ein Baum nicht zufällig an einer Stelle befindet, sondern aus einer Wurzel emporwächst, so wurzelt der Mensch in der Heimat, deren Erlebnis ihm ungeahnte Kräfte gibt.

Die Arbeiterschaft, die sich als ein gleichberechtigtes und gleichwertiges Glied der Volksgemeinschaft fühlt, will nicht Klasse, sondern ein Stand unter Ständen sein. Stand bedeutet aber etwas Festes, Stabiles, ein Feststehen auf dem Grund und Boden der Heimat. Daher ist eine Verwurzelung der Arbeiterschaft in heimatlicher Erde eine Voraussetzung für ihre Entproletarisierung.

Wir haben versucht, zu zeigen, weshalb ein trüber Gast auf dunkler Erde der Massenmensch bourgoiser-kapitalistischer wie proletarisch-sozialistischer Prägung ist. Die Erlösung aus dem Massenmenschtum sehen wir einzig und allein in einer Durchchristlichung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Eine solche Entwicklung wird sich gewiß nicht von heute auf morgen vollziehen. Sie braucht Zeit, um organisch zu wachsen. Gerade deshalb aber wäre es verkehrt, die Hände in den Schoß zu legen. Das bürgerliche Behagen ist der Todfeind für jede Durchsetzung christlicher Maßstäbe in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. Gegen die süße Gewohnheit, die der kapitalistische Geist überall austreut, gilt es zu kämpfen, um die Wahrheit zu gewinnen. Einen guten Kampf in diesem Geiste führt die christliche Gewerkschaftsbewegung. Auch wenn sie als Interessenorganisation für eine wirtschaftliche und soziale Besserstellung der Arbeiterschaft kämpft, will sie dadurch eine Aufhebung der Proletarierzustände und damit eine Standwerdung der werktätigen Bevölkerung, ihre Verwurzelung in Familie, Heimat und Volk durchführen. Damit ist ihr das Organisatorische nur Mittel für den Aufbau des Organischen, nämlich für eine Gemeinschaft der Menschen geworden, die Kulturwerte schafft. So entsteht Volkskultur. Es wird wieder Volkstum erzeugt, das eine geschichtliche Erscheinungsform der Kulturgemeinschaft ist.

Dr. H. S. Weber.

Der Wirtschaftspessimismus ist nicht berechtigt

Der Deutsche leidet an manchen Defekten. Einer der schlimmsten aber ist wohl das ewige Klagen und Jammern über die schlechte Wirtschaftslage. Zwar sind unsere Bäder belagerter als in der Vorkriegszeit, unsere Handelsgeschäfte nehmen täglich und in stets besserer Ausmachung zu, zwar sind unsere Produktionsziffern über Erwarten gut — und

trotzdem jahraus, jahrein das Gerede über die Wirtschaftskrise. Ohne Zweifel gibt es einige Wirtschaftszweige, wie z. B. die Landwirtschaft und gewisse industrielle Gruppen, denen es nicht gut geht und deren Lage dem wirtschaftlichen Bild Deutschlands einige dunklere Töne gibt, aber im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die wirtschaftliche Lage Deutschlands optimistisch zu beurteilen ist.

Die Darstellungen über die schlechte Wirtschaftslage entspringen sehr durchsichtigen Gründen. Durch das übertriebene Schwarz-in-Schwarz-Malen wollte man einen Druck auf die öffentliche Meinung ausüben. Warum? Um mit Hilfe der öffentlichen Meinung eine Wehr zu errichten gegen Lohnforderungen der Arbeiterschaft und gegen die sogenannten sozialen Lasten. Deshalb stellte man die eigene Lage erbarungswürdig da. Großkonzerne gaben bewußt den Ton an, kleine schwächten nach und der Schlusseffekt war ein allgemeines Weinen an den Wässern Babels über die vermeintliche eigene Not und die Begehrlichkeit der deutschen Arbeiter.

Das dicke Ende aber konnte dabei nicht ausbleiben; denn diese gleichen Leute, die Stein und Bein klagten, wollten auch Anleihen überm „großen Teich“ aufnehmen. Aber wer will einem Menschen noch etwas pumpen, der von sich selbst behauptet, daß er auf dem besten Wege zum Bankrott wäre? So hat sich diese bewußte Dunkelfärberei der wirtschaftlichen Lage gerächt. Das nimmt die dem Unternehmertum nahe stehende „Kölnische Zeitung“, Nr. 561 b vom 13. Oktober, zum Anlaß, um ihrerseits diesen Propheten der Düsternis ans Leder zu gehen und die Frage aufzuwerfen, ob der Wirtschaftspessimismus überhaupt berechtigt sei. Sie kommt dabei zu folgenden interessanten Ergebnissen und unterstreicht nur das, was wir in unserm Organ seit langem schon betont haben:

„Als dieser Tage der Präsident der National City Bank sich dahin äußerte, daß die deutsche Wirtschaftslage keinen Anlaß zum Pessimismus biete, erschien er fast als Prediger in der Wüste. Man kann seiner Auffassung nicht einfach entgegenhalten, daß ein Ausländer die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland nicht genügend übersehen könnte. Denn erstens ist der Präsident der National City Bank nicht der erste beste, und zweitens sind die ausländischen Bankiers über deutsche Zustände oft in erstaunlicher Weise bis in die Einzelheiten hinein orientiert.

Betrachtet man die deutsche Wirtschaftslage im einzelnen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß der Pessimismus, wie er heute an der Tagesordnung ist und zum Teil „geschäftlich“ betrieben wird, nicht berechtigt ist.“

Die Wahrheit dieses Satzes wird erhärtet, wenn man sich einige Zahlen vergegenwärtigt, welche die Arbeitslosigkeit und die Produktion in den hauptsächlichsten Rohstoffgruppen betreffen. So hoch an sich die Arbeitslosenziffern liegen, so ist doch gerade in diesem Jahre ein ganz bedeutender Aufsaugungsprozeß durch die Wirtschaft festzustellen.

Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung und in der Krisenfürsorge dieses Jahres zeigt folgende Tabelle:

Arbeitslosenversicherung	Krisenfürsorge	Arbeitslosenversicherung	Krisenfürsorge
1. Jan. 1 702 342	127 374	15. Mai 927 695	198 887
15. Jan. 2 046 269	138 449	1. Juni 807 750	203 037
1. Febr. 2 222 000	145 359	15. Juni 745 695	205 955
15. Febr. 2 305 000	154 289	1. Juli 722 948	206 631
1. März 2 450 760	161 493	15. Juli 720 896	197 528
15. März 2 324 667	177 343	1. Aug. 710 500	153 100
1. April 1 899 121	192 314	15. Aug. 715 900	154 300
15. April 1 480 191	198 260	1. Sept. 725 800	157 200
1. Mai 1 125 968	198 780	15. Sept. 735 100	159 200

Also hier in wenigen Monaten ein sehr schneller Sturz der Arbeitslosenziffern, was ein Zeugnis ablegt für die innere Kraft der Wirtschaft, wenn auch an sich die Zahlen noch bedauerndswert hoch sind.

Die Produktionszahlen wichtiger Schlüsselindustrien liegen durchweg beträchtlich über denen des Vorjahres, was besonders auch bei der Produktion von Roheisen und Rohstahl in die Erscheinung tritt. Die nachstehenden Zahlen geben den Beweis:

	Steinkohlen Insgesamt	Braun- kohlen Ruhrgeb.	Kali- abfab	Roh- eisen	Roh- stahl
(Alles in tausend Tonnen.)					
Januar	13 490	10 129	14 823	1 647	1 098
Februar	12 104	9 067	13 689	1 447	982
März	13 502	10 055	14 727	2 330	1 061
April	13 407	10 111	14 226	1 125	1 112
Mai	12 759	9 766	13 669	773	1 151
Juni	13 221	10 079	13 763	977	1 164
Juli	14 362	10 910	14 885	892	1 204
August	14 470	11 015	15 140	954	1 168
September	—	10 185	—	1 235	1 109
Zusammen	107 315	91 317	115 902	11 380	10 049
In den gleichen Monaten des Vorjahres zus.	101 448	86 595	103 371	11 552	9 638

Angeichts solcher erfreulicher Produktionszahlen wird wohl keiner abstreiten wollen, wenn die „Kölnische Zeitung“ über die Lage besonders der Eisen- und Metallindustrie schreibt:

„Aber nicht nur in der Schwerindustrie ist eine gewisse Besserung festzustellen, sondern auch in verschiedenen anderen Industrien. U. a. ist die Schuh- und Lederbranche zu erwähnen, ferner die chemische und die elektrotechnische Industrie. Auch einzelne Maschinenfabriken berichten von einem befriedigenden Auftragsbestand.“

Die gleiche günstige Lage ergibt sich aber auch aus unserer Außenhandelsbilanz, die sich langsam, aber stetig bessert. Im August betrug der Ausfuhrüberschuß 117 Millionen Reichsmark. Vor allem ist bemerkenswert, daß die Ausfuhr an Fertigwaren während des laufenden Jahres sich in ständiger Aufwärtsentwicklung befindet und im August die Rekordhöhe von 884 Millionen Reichsmark erreichte.

Die an sich gute Lage der Wirtschaft ist der beste Beweis gegen jenes Zweckgeschrei über die schlechte Situation. Wir als Arbeiter freuen uns über die Prosperität der Wirtschaft, zu deren Weiterführung wir alle Kräfte einsetzen. Aber wir verlangen auch den gerechten Anteil am Ertrag des gemeinsam erarbeiteten Produktes.

Die Ausfaat über die schlechte Wirtschaftslage geht nicht zuletzt von jenen aus, die ein erhebliches Interesse daran haben, die Arbeiterschaft durch solche Meldungen ängstlich und mißgestimmt zu machen. Man erhofft davon Rückwirkungen auf die Gewerkschaftsbewegung. Nun, diese Freude wollen wir den Herren nicht machen. Die Lage der Wirtschaft ist im allgemeinen so, daß wir optimistisch in die Zukunft schauen können. Auch dieser Gedanke verleiht neue Kraft, die sich besonders in unserer Herbstwerbearbeit auswirken soll.

H. Imhoff.

Neueste deutsche Bankkonzentration und Arbeiterschaft



Eine neue Konzentrationswelle scheint über die deutsche Wirtschaft gekommen zu sein, und zwar hat sie ihre Wurzel wieder in dem Rationalisierungsgedanken. Die wirtschaftliche Not und der starke Wettbewerb führten Betriebe zusammen, wie z. B. die Vereinigten Stahlwerke und die I. G. Farbenindustrie, die man hinsichtlich ihrer Größe bis dahin noch nicht kannte. Nach der Industrie scheint jetzt auch im Bankwesen der Konzentrationsgedanke festeren Fuß zu fassen, denn die Verschmelzung der Deutschen Bank mit der Diskontogesellschaft wird, wenn nichts trügt, der Anfang einer neuen Zusammenschlußbewegung größeren Ausmaßes im deutschen Bankwesen sein.

Der jegliche Bankzusammenschluß ist von außerordentlich großer Tragweite. Der Zwang zur Wirtschaftlichkeit, die

heute immer im Mittelpunkt der wirtschaftspolitischen Erörterung steht, hat dazu geführt, Ueberreste aus der Inflation zu beseitigen und der Ueberhebung im Bankgewerbe zu begegnen. Die Deutsche Bank hat an nicht weniger als 181 Plätzen Niederlassungen, die Diskontogesellschaft verfügt über 93 Filialen und Zweigstellen, so daß sich schon hierbei große Rationalisierungsmöglichkeiten ergeben. Bislang haben in fast allen Plätzen beide Banken ihre Niederlassungen. In diesen Niederlassungen betreiben beide Banken fast genau dieselben Geschäfte. Eine Zusammenlegung wird in sachlicher Hinsicht daher keine Schwierigkeiten verursachen und muß zu einer enormen Ersparnis an Generalunkosten führen. Man rechnet mit zirka 20 bis 30 Millionen Reichsmark im Jahr.

Es handelt sich bei dem Zusammengehen zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft um einen Zu-

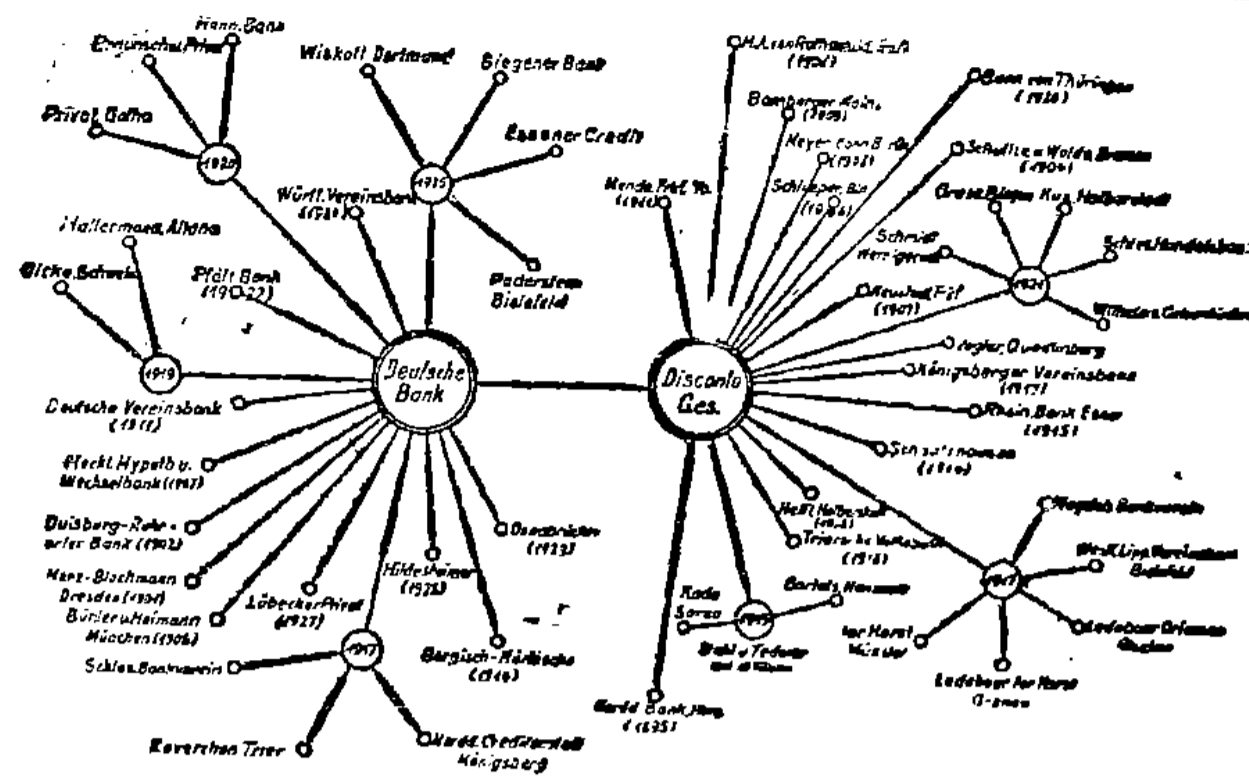
Jammenschluß größten Ausmaßes. Als aufnehmende Bank ist die Deutsche Bank anzusehen.

Um die wirtschaftliche Tragweite dieser Transaktion zu begreifen, ist es nötig, sich einmal die zahlenmäßige Bedeutung des Zusammenschlusses an Hand der verfügbaren Daten klarzumachen. Das Aktienkapital der neuen Gesellschaft wird 285 Millionen Reichsmark und die offenen Reserven werden 160 Millionen Reichsmark betragen; gewiß eine große Kapitalmacht, die aber doch noch nicht an das Kapital und die Reserven dieser beiden Banken im Jahre 1914 heranreicht. Die Deutsche Bank besaß Ende 1914 bereits 250 Millionen Mark Aktienkapital und 178,5 Millionen offene Reserven, die Diskontogesellschaft sogar 300 Millionen Mark Aktienkapital und 119 Millionen Mark offene Rücklagen. Auch bei der Gegenüberstellung des Aktienkapitals der beiden fusionierten Banken mit dem der I.G. Farbenindustrie (1100 Millionen Reichsmark) und der Vereinigten Stahlwerke (800 Millionen Reichsmark) schneiden die ersteren nicht günstig ab, aber hierbei ist zu berücksichtigen, daß es sich einmal um reine Produktionsunternehmungen mit großen stehenden Anlagen, zum anderen um eine Art Handelsunternehmen handelt. Man wird nicht zu fertigen Urteilen gelangen können, wenn man nur zahlenmäßig rechnet, denn etwas Nachdenken und Betrachten führt doch ein wenig weiter.

Der Einfluß dieser beiden Banken gerade auf die Konzerne ist sehr groß. Waren Deutsche Bank und Diskontogesellschaft bereits bisher gemeinsam mit 14 Industriekonzerne verflochten, die Deutsche Bank bzw. die Diskontogesellschaft jede für sich mit weiteren 16 bzw. 15, so wird sich in Zukunft der Einfluß der „Debislo“ auf 45 Industriekonzerne (von 55 insgesamt) erstrecken.

Es sollte uns nicht wundern, wenn aus Anlaß dieser neuesten Bankfusion sich noch Rückwirkungen ergeben würden auf weitere Konzentration in der Industrie. Vielleicht haben auch die Amerikaner jetzt wieder verstärktes Interesse. Hartnäckig erhält sich das Gerücht von einer Erhöhung des Aktienkapitals der neuen Großbank, wobei dann die National-City-Bank von Newyork eine gewisse Rolle spielen soll. Wie dem auch sei, allein durch die Fusion ist das neue Unternehmen in die Reihe der „Big Five“, d. h. der fünf großen englischen Banken, eingerückt.

Zum Schluß noch ein Wort über die Bedeutung des Zusammenschlusses für die deutsche Volkswirtschaft. Gerade an solche riesengroße Zusammenschlüsse werden die verschieden-



Die in den letzten Jahren in die Deutsche Bank - Diskonto-Gesellschaft übergegangenen Privatbanken. Die Klammer gibt das Jahr der Übernahme an.

sten Vermutungen geknüpft. Sicher wird man hören können, daß der individuelle Bankier bald ganz ausgestorben sein wird und daß es bei Fortsetzung der Zusammenschlußbewegung in absehbarer Zeit nur noch eine Bank in Deutschland geben wird. Sicher werden in einiger Zeit weitere Zusammenschlüsse erfolgen, aber auch dann wäre noch keine Rede davon, daß nun alle Kreditmacht in einer Hand vereinigt ist. Bei dieser Ansicht vergißt man, daß das Großbanksystem nur einen Ausschnitt aus der Kreditwelt beherrscht. Neben ihm steht das große System der Sparkassen; ferner kommen hinzu die öffentlich-rechtlichen Kreditinstitute und die genossenschaftliche Kreditorganisation. Gerade diese Organisationen haben sich in letzter Zeit erheblich ausgedehnt, und zwar deshalb, weil die unvermeidliche Bürokratisierung des mittleren und kleineren Kreditgeschäfts bei den Großbanken gewisse Lücken in der Kreditversorgung der kleineren und mittleren Unternehmungen gelassen hat, die jene auszufüllen beabsichtigen.

Die Arbeiterschaft kann dabei nicht Gewehr bei Fuß stehen. Sie muß ihren Einfluß auf die Bankwelt verstärken durch kräftigste Anteilnahme an den von ihr geschaffenen Instituten, vornehmlich der Deutschen Volksbank, unserer christlichen Gewerkschaftsbank. Es gilt, dem Bloß des Privatkapitals den Bloß des Arbeitnehmerkapitals gegenüberzustellen, wenn die Arbeiterschaft auf die Dauer nicht erdrückt werden will.

Fl.

Harte Zeiten

Charles Dickens.

VI.

„Grade das meine ich“, sagte Childers, mit dem Kopfe nickend. „Er ist ausgekniffen. Er wurde gestern abend angeblasen, vorgestern angeblasen und ist heute wieder angeblasen worden. Sie haben ihn in der letzten Zeit immer angeblasen und das konnte er nicht aushalten.“

„Aber warum wurde er denn so viel — angeblasen?“ fragte Mr. Gradgrind, der das Wort nur schwer und widerstrebend über die Lippen brachte.

„Seine Glieder werden steif; er wird alt“, entgegnete Childers. „Als Cadler hat er noch seine Treffler, aber davon kann er nicht leben.“

„Als Cadler?“ wiederholte Mr. Bounderby. „Da ständen wir ja wieder.“

„Als Redner oder Lustigmacher, wenn das dem Herrn lieber ist“, erwiderte Mr. S. W. B. Childers, der diese Erläuterung geringschätzig über die Schulter warf und sie mit einem Schütteln seiner Locken begleitete, die sich stets im ganzen bewegten. „s ist ne merkwürdige Sache, daß sich der Mann aus dem Auszischen selber nicht so viel machte wie daraus, daß es seine Tochter erfahren könnte.“

„Nicht schlecht!“ rief Mr. Bounderby. „Das ist wahrhaftig nicht schlecht, Gradgrind! Ein Mann, der seine Tochter so zärtlich liebt, daß er davonläuft und sie im Stiche läßt. Eine verflucht gute Geschichtel Sa, hal! Na, ich will Ihnen was sagen, junger Mann. Ich war auch nicht immer das, was ich jetzt bin. Ich weiß, was es heißt. Sie werden sich vielleicht wundern, aber meine Mutter hat mich auch im Stiche gelassen.“

S. W. B. Childers erwiderte etwas spitz, darüber sei er nicht im mindesten verwundert.

„Ja.“ fuhr Mr. Bounderby fort, „ich kam in einem Straßengraben zur Welt, und meine Mutter brannte mir durch. Entschuldige ich das etwa? Kein Sabe ich sie jemals entschuldigt? Nein, gewiß nicht. Wie nenne ich sie vielmehr? Ich nenne sie wahrscheinlich das schlechteste



Weib, das — mit Ausnahme meiner verstorbenen Großmutter — je auf Erden gelebt hat. Ich habe keinen Familienstolz und weiß nichts von sentimentaler Allianzerei. Ich nenne eine Harle eine Harle und nenne die Mutter von Josua Bounderby von Colketown ohne Furcht und ohne Rücksicht, wie ich sie nennen würde, wenn sie die Mutter von Dick Jones von Wapping wäre. Ebenso mache ich es mit diesem Manne. Er ist ein verlausener Landstreicher und Serumtreiber; so nenne ich das in gutem Englisch.“

„Ist mir ganz egal, was er auf Englisch oder Französisch ist oder nicht ist.“ erwiderte Mr. S. W. B. Childers, sich nach Mr. Bounderby umwendend. „Ich habe Ihrem Freunde erzählt, wie sich's verhält;

Aus den Betrieben

Der Aachener Handwerksbund am Arbeitsgericht Iserlohn

Wer kennt wohl den Industrie-Handwerkerbund E. V., Sitz Aachen? Die Zahl derjenigen, die mit Ja antworten, dürfte nicht allzu groß sein. Im Domizilort Aachen kennt man dieses Organisationsbündchen kaum noch. Gelungen ist es aber, gelegentlich eines Zufalls in Lüdenscheld diesen Industrie-Handwerkerbund einzuführen, und wer dumm genug ist, mag's glauben, daß der Bund in Lüdenscheld weit mehr Handwerker organisiert hat, als überhaupt beschäftigt werden.

Nachdem der „Standesholz“ bei den gewonnenen Handwerkern Lüdenschelds durch den Bund genügend geweckt, wollten die Mitglieder auch etwas geboten haben, was nach tariflicher Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse aussah. Trat der Bund an den Arbeitgeberverband Lüdenscheld heran, so winkte dieser ab; sollte der Schlichtungsausschuß Hagen helfen, so stellte dessen Vorsitzender den Versuch des Bundes in Parallele mit Leuten aus Honolulu sprach von Mormonen usw., denen es eines guten Tages einfallen könnte, bei ihrer Ankunft in Deutschland auch besondere Tarifverträge abzuschließen. Der Arbeitgeberverband ließ erklären, daß er wohl mit den Metallarbeiterverbänden, nicht aber mit den Mormonen seinen Tarifvertrag abschließen würde. Die Mormonen, pardon, die Macher vom Handwerkerbund, erhielten keinen Schiedsspruch; tiefbekümmert zogen sie von dannen.

Mit dem Reinsfall gab man sich aber noch nicht zufrieden. Wofür hat man Arbeitsgerichte? Also setzten sich die Oberhandwerksbündler von Aachen hin, holten einen Rechtsanwalt zur Hilfe und verkündeten Sehde folgenden Organisationen: 1. dem Verband der Fabrikantenvereine für den Regierungsbezirk Arnsberg, 2. dem Arbeitgeberverein Lüdenscheld, 3. dem Deutschen Metallarbeiterverband, 4. dem Christlichen Metallarbeiterverband, 5. dem S.-D. Gewerksverein.

Von Aachen zogen die zwei bevollmächtigten Vorstandsmitglieder Janßen und Supperich mit ihrem Anwalt ins märkische Sauerland zur Verhandlung, zum Arbeitsgericht ins schöne Iserlohn i. W.

Folgende Feststellung sollte das Iserlohner Arbeitsgericht machen:

1. daß die tarifliche Bestimmung, laut welcher die drei Metallarbeiterverbände als die berufenen Vertreter allein anerkannt werden, rechtsunwirksam sei;
2. daß der zwischen dem Arnsberger Verband (d. h. Verband der Fabrikantenvereine für den Regierungsbezirk Arnsberg) und den Metallarbeiterverbänden abgeschlossene Rahmenvertrag nicht rechtswirksam sei für die Mitglieder des Handwerkerbundes;
3. Weil der geltende Rahmenvertrag die Koalitionsfreiheit der Handwerkerbundesmitglieder beeinträchtigt, seien den Beklagten alle entstehenden Prozeßkosten aufzuerlegen.

Die auf der Anklagebank saßen, zeigten scheinbarerweise recht wenig Reue. Sin und wieder konnte man annehmen, das ganze Vorhaben des

Handwerkerbundes sei so eine Art Karnivalscherz. Nun, war es auch nicht zum Lachen so doch zum Kopfschütteln. Denn wie der amtierende Richter die Aachener Handwerksbündler belehren mußte, hatten sie sich zunächst in der Wahl des Gerichtsstandes geirrt. Von den fünf Beklagten hat nur einer mit Iserlohn zu tun, die Gewerkschaften und der Arbeitgeberverein Lüdenscheld erklärten mit Recht, daß für sie nur das Arbeitsgericht Aitena zuständig sei.

Der Verband der Fabrikantenvereine ließ sogar erklären, daß er überhaupt die Tariffähigkeit des Bundes bestritt, denn es komme nicht darauf an, daß der Industrie-Handwerkerbund sachungsgemäß streifen könne, er müsse dafür aber auch Geld haben. Man redet oft von „Maulsperr“ kriegen. Wer die Gesichter der Aachener studierte, als ihnen so etwas vom Arbeitgeberverband gesagt wurde, befürchtete tatsächlich, daß ein solcher Vorgang eingetreten wäre.

Damit nicht genug. Von den beklagten Gewerkschaften wurde die Passivlegitimation bestritten. Der Handwerkerbund klagte nämlich gegen Gewerkschaften, obgleich die beklagten Gewerkschaften den streitigen Vertrag überhaupt nicht abgeschlossen hätten. Den gleichen Einwand macht auch der Arbeitgeberverein Lüdenscheld. Rasverweise wünschten dann die Aachener Handwerksbündler, dann solle man ihnen doch wenigstens sagen, wer da als Vertragschließende Partei zu greifen sei. Aber weder verrieten es die Beklagten, noch konnte der Richter das Rätsel lösen. Die vom Rechtsanwalt verfasste, vom bevollmächtigten Vorstandsmitglied verlesene Anklagerede verpuffte wirkungslos. 10 Minuten Pause wurden beantragt, um die „schwierige Situation“ zu prüfen, 10 Minuten wurden gewährt, und dann wars genug, bitte Vertagung!

Man hatte es sich überlegt, daß zunächst doch festgestellt werden müsse, ob man nicht doch an die verkehrte Adresse gegangen und wollte abwarten, was wohl das angerufene Landgericht Hagen sagen würde. Aber verkneifen konnte man es nicht, noch einmal darauf zu verweisen, daß der geltende Rahmenvertrag eine unerlaubte Handlung darstelle, gegen die Reichsverfassung verstoße usw. Das Arbeitsgericht kam dem arg in Verdrückung geratenen Handwerkerbund bzw. seinen Vertretern weit (!!) entgegen, denn es vertagte den Streit auf „unbestimmte Zeit“, d. h. solange, bis der richtige Gerichtsstand entweder gefunden oder festgestellt worden ist.

Ob der Handwerksbund noch nicht gemerkt hat, weich jämmerliche Figur er in Iserlohn abgegeben? Den Mitgliedern des Bundes wäre es wirklich zu wünschen gewesen zu sehen, in welcher Form am Arbeitsgericht ihre Belange wahrgenommen wurden. Zweifellos wäre dann die Erkenntnis gewachsen und neu geweckt, daß nicht in kleinen Sonderklüßchen die Stärke der Metallarbeiter liegt, sondern nur in der zentral aufgelegten Organisation, die alle Metallarbeiter umfaßt. Die Belange der Handwerker in der Metallindustrie finden ihre beste Vertretung im Christlichen Metallarbeiterverband. W. A.

wenn Sie's nicht hören wollen, brauchen Sie sich ja nur 'naus an die frische Luft zu versetzen. Hier haben Sie übrigens gar nicht mitzureden. Wenn Sie reden wollen, gehen Sie nach Hause", flügte E. W. B. Childers ironisch hinzu. „Hier sprechen Sie nicht eher, bis Sie gefragt werden. Sie haben doch gewiß 'n eignes Haus, nicht wahr?"

„Vielleicht," sagte Mr. Bounderby, indem er lachend mit dem Gelbe in seinen Taschen klimperte.

„Dann gehen Sie nach Hause, wenn Sie so gefällig sein wollen, und reden Sie dort," fuhr Mr. Childers fort. „Dies Haus hier ist für Sie nicht fest genug gebaut, 's könnte einfallen."

Dabei sah er Mr. Bounderby noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen an, lehrte ihm dann den Rücken, als sei er vollständig abgetan und wandte sich wieder zu Mr. Stadgrind.

„Jupe schickte seine Tochter vor etwa 'ner Stunde aus, um was zu holen und schlich sich dann, den Hut tief in die Augen gedrückt und mit 'nem Bündel in 'nem Taschentuche unterm Arme fort. Sie wird's niemals von ihm glauben — aber er ist fort und hat sie verlassen."

„Bitte, warum wird Sie es denn niemals von ihm glauben?" fragte Mr. Stadgrind.

„Weil die beiden ein Herz und eine Seele waren. Weil sie niemals voneinander gingen. Weil sie bis heute kein Augapfel gewesen ist", gab Childers zur Antwort, indem er zu dem leeren Koffer trat und hineinblickte. Beide, sowohl Mr. Childers wie Master Kidderminster, hatten einen eigentümlichen Gang. Sie gingen breitspüriger als die meisten anderen Menschen, und als ob sie steif in den Knien wären. Dieser Gang war übrigens allen männlichen Mitgliedern der Clearstonschen Gesellschaft eigen und sollte ihre feste Gewohnheit, zu Pferde zu sitzen, andeuten.

„Arme Sissy! Er hätte besser getan, sie in die Lehre zu geben," sagte Mr. Childers, als er aus dem leeren Koffer wieder ausblickte und seinen Haaren einen neuen Ruck gab. „Jetzt hat sie nichts, wozu sie greifen könnte."

„Es ist für Sie, der Sie nie in der Lehre gewesen sind, aller Achtung wert, daß Sie solche Ansichten aussprechen," erwiderte Mr. Stadgrind zustimmend.

„Ich nie in der Lehre gewesen? Ich war schon mit dem siebenten Jahre in der Lehre."

„O, wirklich?" entgegnete Mr. Stadgrind, beinahe ärgerlich, seine gute Meinung so übel angebracht zu haben. „Ich mußte nicht, daß man junge Leute in die Lehre gibt, um —"

„Um sie im Müßiggang zu unterrichten!" fiel Mr. Bounderby mit lautem Lachen ein. „Rein wahrhaftig, das hätte ich auch nicht gedacht."

„Ihr Vater hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, ihr weiß der Ruud was für 'ne Erziehung geben zu lassen," fuhr Mr. Childers fort, ohne eine Ähnung von Mr. Bounderbys Dasein zu haben. „Wie er darauf gekommen war, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er sich nie wieder aus dem Sinn schlug. Hier mußte sie 'n bißchen Buchstaben auslesen, dort 'n bißchen Schreiben, wieder wo anders 'n bißchen Rechnen und so weiter."

Dabei nahm Mr. E. W. B. Childers eine seiner Hände aus der Tasche, strich sich damit über Gesicht und Kinn, und blickte mit sehr vielen Zweifeln und sehr geringer Hoffnung auf Mr. Stadgrind, den er vom ersten Augenblicke günstig für das verlassene Kind zu stimmen gesucht hatte.

„Als Sissy hier in die Schule aufgenommen wurde, freute sich ihr Vater wie ein Schneefönl," fuhr er fort. „Ich begriff nicht recht warum, da wir ja doch nicht hierbleiben, sondern überall nur Durchzügler sind. Aber ich glaube er hatte das Fortgehen schon im Sinne — er war immer halb verdreht — und meinte, sie wäre auf diese Weise versorgt. Wenn Sie also hierher gekommen sind, um ihm zu sagen, daß Sie etwas für das Kind tun wollen," fuhr Mr. Childers fort, indem er sich nochmals übers Gesicht fuhr und Mr. Stadgrind nochmals mit demselben Blicke ansah, „so trübe sich das sehr gut und käme gerade zur rechten Zeit. Es trübe sich wirklich sehr glücklich."

„Im Gegenteil," erwiderte Mr. Stadgrind, „ich kam, um ihm zu sagen, daß sie sich, bei ihren Bekanntschaften, für die Schule nicht eignet und nicht mehr kommen soll. Aber wenn ihr Vater sie wirklich ohne ihr Vorwissen verlassen hat — Bounderby, ich möchte ein Wort mit Ihnen sprechen." (Fortsetzung folgt.)

Wirtschafts-Technik

Nummer 14

Duisburg, den 26. Oktober 1929

Nummer 14

Metallarbeiterschaft und Arbeitsteilung

Aus der Geschichte des Metallhandwerks

VI.

Lange bevor die Horlogen, die Uhrmacher, ihr künstlerisches Handwerk, von dem wir in der letzten Nummer berichteten, betrieben, stand der Edelschmied in hoher Gunst bei reich und arm. Nicht lange hinter dem Grobschmied wird er in der Geschichte des Metallhandwerks aufgetaucht sein. Wann und wo, das verliert sich im Dunkel der Sage. Wo ein Häuptling Schmuck für seinen Arm oder für sein Wehrgehänge, wo die Häuptlingsfrau eine bronzene Halskette als Bierat verlangte, da tauchte der Edelschmied auf.

Aus den Reihen der Edelschmiede ist auch der Heilige der Schmiede hervorgegangen, der Schutzpatron der Metallarbeiter überhaupt, Elogius von Limoges im Frankenlande, der 658 gestorben ist. Elogius war Goldschmied und Münzmeister des Königs Clotachar II., der den tüchtigen Edelschmied und frommen Mann hochschätzte. Später wurde Elogius Bischof von Royon. Aber auch in dieser wichtigen Stellung verließ ihn seine Liebe zum Schmiedehandwerk nicht. Hervorragende Goldschmiedearbeiten machte er noch als Bischof, ähnlich wie Bernward von Hildesheim (um 1000 nach Christus) als Bischof die prächtigsten Gießerarbeiten machte und Patron der Former und Gießerleute wurde. Doch über dessen Kunst später.

Der älteste Edelschmied und Ahne der Goldschmiede, der als Beruf austritt, ist der Münzer. Er stand im Dienste der Münzherren, der Fürsten oder des Königs und wohnte in der nächsten Umgebung der Münzherren. So entstand schon im alten Babylon für ihn die offizielle Bezeichnung „Hausgenosse des Königs“, ein Ehrentitel, den kein sonstiger Beruf führte. Der Münzer war nicht nur der Präger der Münzen und Leiter der Münzstätten, sondern auch der Wechsel der Geldsorten. In ältester Zeit mußte er sich sein wesentliches Handwerkszeug, die Münzeisen, selbst verfertigen. Daher war er auch Eisengräber,

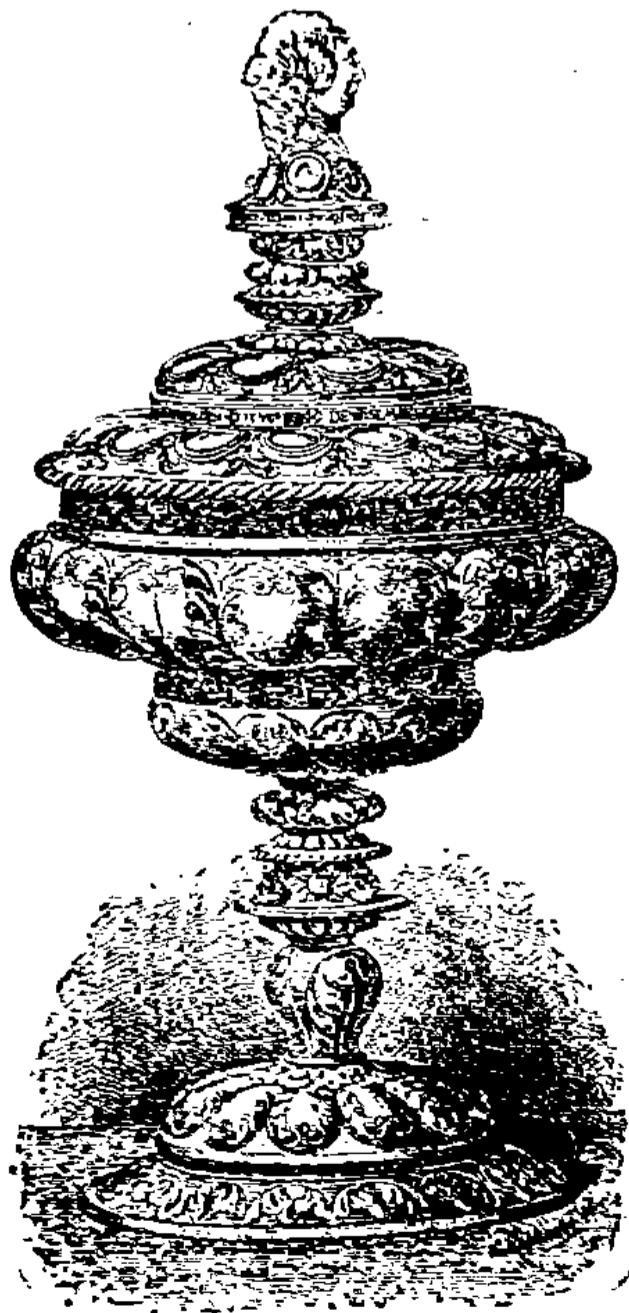
d. h. Stempelschneider oder Graveur. Auf diese Münzeisen hatten es zu allen Zeiten die Diebe abgesehen und mehrmals wird aus dem alten Aegypten von Diebstählen solcher Münzeisen und Geldverschlechterungen geschrieben. Allerdings waren sehr oft der Fürst selbst und sein Hausgenosse nicht schuldlos an Münzverschlechterungen. Man nahm schlechte Mischungen, geringeren Goldsah, füllte Blei hinein usw. Die alten Leute auf dem Lande haben heute noch oft die Angewohnheit, das Geldstück anzubeißen, um es auf seinen Wert zu prüfen. Man sieht, Traditionen vererben sich. Nun, jahrhundertlang war nach der Seite hin mit Bürgern und Bauern Schindluder getrieben worden. Im Volksmunde nannte man die schlechten Münzer Kipper und ihre Helfer Wipper, die besonders im dreißigjährigen Kriege (1618 bis 1648) ihr Unwesen trieben.

Aus dem Münzer und Hausgenossen eines feudalen oder geistlichen Herrn entwickelte sich um die Wende des 12. Jahrhunderts das Goldschmiedehandwerk. Dieses hat es im 13. Jahrhundert zu einer eigenen und sehr einflußreichen Gilde gebracht. Zunächst tritt der Goldschmied auf als Goldschläger der das Gold zu dünnen Plättchen oder zu Blattgold verarbeitete, das besonders für Altäre, Heiligenschrine, Sakramentshäuschen gebraucht wurde, aber auch den Tafelmalern und Bücherschreibern als Schmuckstück diente. Die hohe Wertschätzung des Goldschmieds gegenüber den anderen Berufen zeigt das „burgundische Gesetzbuch“ des Königs Gunobald um 500 nach Chr., in dem das Wehr- oder Mannegeld bei Tötung des damals noch unfreien Edelschmieds auf 100 Solidi, das eines Eisenschmieds auf 50 und eines Webers auf 10 Solidi festsetzte.

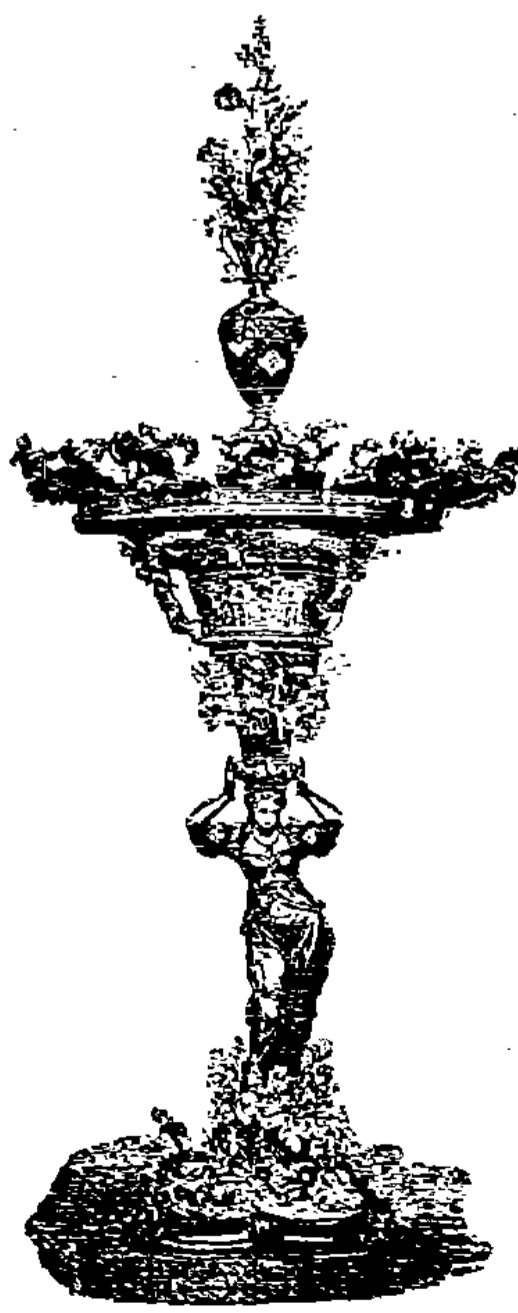
Gerade dem freien zünftigen Goldschmied wurde im Mittelalter eine scharfe behördliche Beaufsichtigung zuteil, die besonders die Erlangung des Meistertitels beschränkte und die Werkstätten einer regelmäßigen Prüfung unterzog. Nach



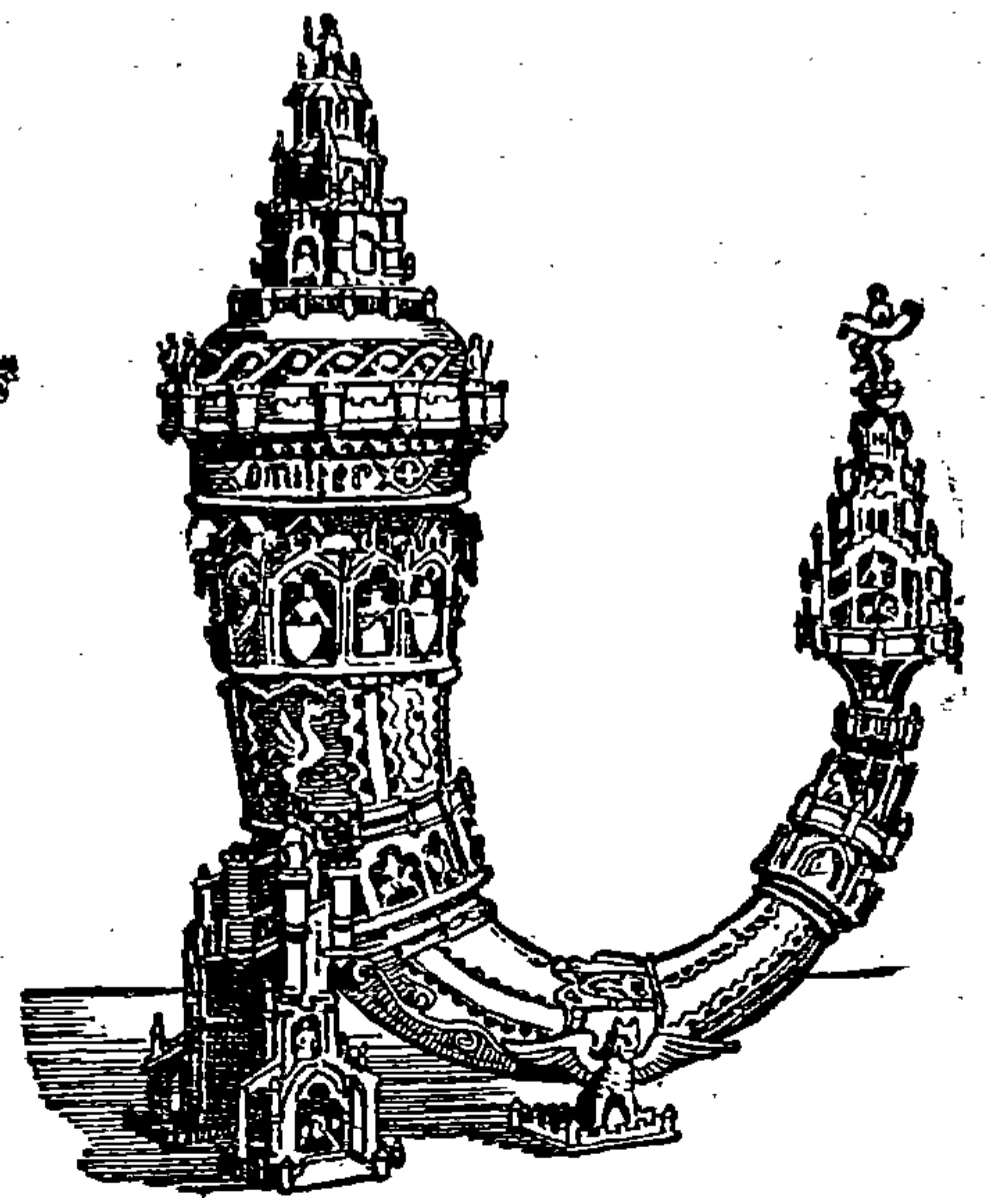
Gotischer Pokal,
14. Jahrh.



Pokal aus dem Lüneburger
Ratschatz, 16. Jahrh.



Tafelauffatz, Frankfurt
17. Jahrh.



Ehrenhorn, 15. Jahrh.

einer solchen Schau wurde der Ware das Zeichen der Behörde und des Meisters aufgeprägt. Der Goldschmied stand schon früh beim Volke in Verdacht, mit den bösen Geistern unter einer Decke zu liegen. Aus den Reihen der Goldschmiede sind viele Goldmacher, sog. Alchemisten, hervorgegangen, welche glaubten, mit Hilfe aller möglichen Substanzen Gold machen zu können. Das hat keiner erreicht, aber einer der Alchemisten, Johann

Friedrich Böttger aus Meißen, stellte aus dem in der Meißener Gegend sich befindlichen braunroten Ton zwar kein Gold, aber das erste Porzellan her (1704).

Was an sonstigen prächtigen Stücken die Edelschmiede im Verein mit dem Kleinschmied herstellten, zeigen die Kelche, Kronen, Ehrenbecher der Fürstlichen Häuser, der Städte und der Fürsten, Wunderwerke damaliger Edelschmiedekunst. Wr.

Elektrisches Lichtbogenschweißen mit Schutzgas

Der nachfolgende Aufsatz berichtet über ein neuartiges Verfahren der elektrischen Lichtbogenschweißung. Für den Erfolg ist immerhin die stärkere Wärmeentwicklung im Werkstück, wie auch die höheren Aufwendungen für Elektroden und Schutzgas in Berücksichtigung zu ziehen.

Wohl kein Arbeitsverfahren steht heute so stark im Brennpunkt des Interesses wie das elektrische Schweißen. Sowohl der Umfang seiner Anwendungen als auch der Ausbau der Verfahren haben ständig zunehmende Fortschritte aufzuweisen. Neben den für die neuzeitliche Massenfabrication unentbehrlichen, zum großen Teil sogar richtunggebenden Anwendungen der Widerstandsschweißung: Punktschweißung, Nahtschweißung und Stumpfschweißung, hat auch die elektrische Lichtbogenschweißung große Erfolge zu verzeichnen. Früher genietete Konstruktionen und Gußkonstruktionen werden durch lichtbogen-geschweißte Konstruktionen ersetzt, nachdem man ihre hohe Wirtschaftlichkeit mehr und mehr anerkannt hat.

Mit dieser Entwicklung sah man sich um so mehr gezwungen, einem Mangel abzuweichen, der in manchen Fällen den Wert der mit dem Lichtbogen hergestellten Schweißverbindungen beeinträchtigte. An sich ergibt die Lichtbogenschweißung wohl feste Nähte, die Dehnung der Schweißnaht aber bleibt gegenüber der des ursprünglichen Werkstoffes recht erheblich zurück. Sobald deshalb Biegebeanspruchungen oder Zugbeanspruchungen in Richtung der Schweißnaht, wie sie in Abb. 1 veranschaulicht sind, auftreten, war bei der Anwendung Vorsicht geboten. Die Festigkeit der Schweißnaht ist bei der Zugbeanspruchung größer als bei dem ungeschweißten Material. Dagegen ist die Dehnung des ungeschweißten Materials wesentlich größer als die der Schweißnaht. Wenn sich nun das Material rechts und links von der Schweißnaht über die Elastizitätsgrenze hinaus gedehnt hat und die Schweißnaht dem nicht folgen konnte, so treten Risse in der Schweißnaht auf, die sich dann leicht in das volle Material übertragen. Bleche, die in dieser Form verbunden sind, dürfen deshalb nicht über die Elastizitätsgrenze hinaus beansprucht werden.

Um die Schweißnaht auch für höhere Beanspruchungen tauglich zu machen, war es nötig, ihre Dehnung zu erhöhen. Ein Weg hierzu war die Verwendung ummantelter oder umwickelter Elektroden. Damit wurden zum Teil etwas bessere Nähte als mit nackten Elektroden erzielt. Man kam damit aber nicht weit, mehr als 60° Biegewinkel wurden bei der Verwendung von besonders vorbereiteten Elektroden kaum erreicht.

Die systematische Bearbeitung des Problems durch die General Electric Co. dagegen führte auf einen anderen Weg, der vor einiger Zeit auch den gewünschten Erfolg brachte. Das Verfahren, das nach dem Namen seines Schöpfers als Langmuir-Verfahren bezeichnet wird und von der AEG. als Arcatom-Schweißverfahren aufgenommen wurde, verbessert die Dehnung dadurch, daß der Lichtbogen unter Verwendung von Schutzgas gezogen

wird. Der Lichtbogen wird zwischen zwei Wolfram-Elektroden unter Zugabe von Schutzgas gezogen. Hierdurch wird der die Dehnung beeinträchtigende Einfluß von Stickstoff und Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft unterbunden. Die Schweißnaht hat

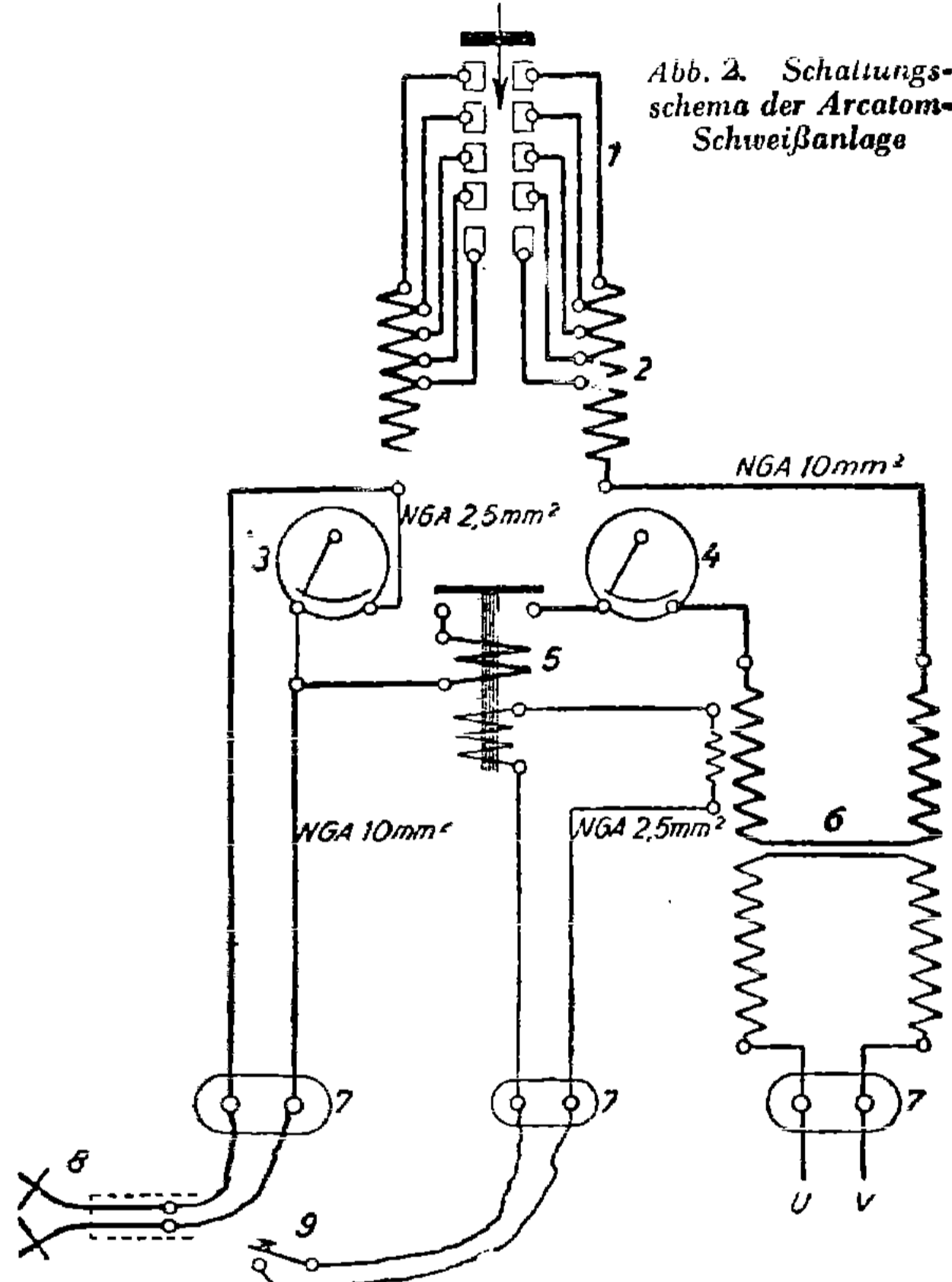


Abb. 2. Schaltungsschema der Arcatom-Schweißanlage

- 1 = Stufenschalter
- 2 = Regulierdrossel
- 3 = Spannungsmesser
- 4 = Strommesser
- 5 = Schutz
- 6 = Transformator
- 7 = Anschlußdosen für den Schweißbrenner und Schüttschalter sowie zum Netz
- 8 = Schweißbrenner
- 9 = Schüttschalter

gegenüber der Schweißnaht in atmosphärischer Luft ein wesentlich anderes Aussehen. Das Grundmaterial wird viel tiefer aufgeschmolzen als bei der Lichtbogenschweißung in atmosphärischer Luft und verfließt viel inniger. Die Schuppenbildung verschwindet.

Der Erfolg des Verfahrens ist darauf zurückzuführen, daß der Wasserstoff, der dabei verwendet wird, nicht nur als Schutzgas dient. Das Wasserstoff-Molekül wird im Lichtbogen teilweise in Wasserstoffatome gespalten. Die für die Spaltung der H₂-Moleküle benötigte und dem dünnen Schweißdraht entzogene Energie wird beim Auftreffen auf das Schweißgut wieder freigegeben. Auf diesem Wege wird die Hauptwärmeentwicklung im gewünschten Sinne einseitig dem Schweißgut zugeführt.

Das Arcatom-Schweißverfahren kann zum Verbinden von dünnen Blechen bis zu etwa 12 mm Stärke benutzt werden. Der Schweißer kann die Wärmequelle mehr oder weniger nah an das Schweißgut heranbringen, so daß bei sehr dünnen Blechen Verbrennungen vermieden werden. Die obere Grenze von 12 mm wird voraussichtlich noch herausgeholt werden können.

Die Arcatom-Schweißeinrichtung der AEG. die in Abb. 2 in ihrem elektrischen Aufbau dargestellt ist, besteht im

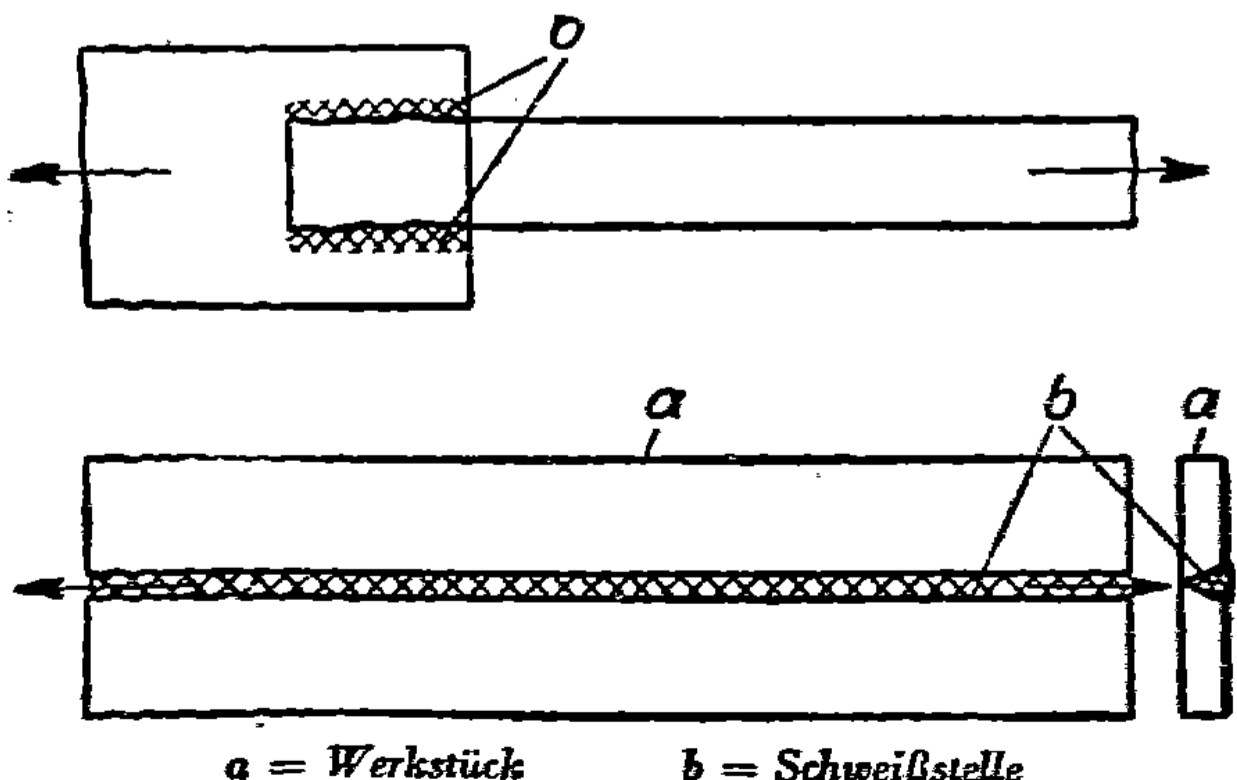


Abb. 1. Schematische Darstellung einer Zugbeanspruchung

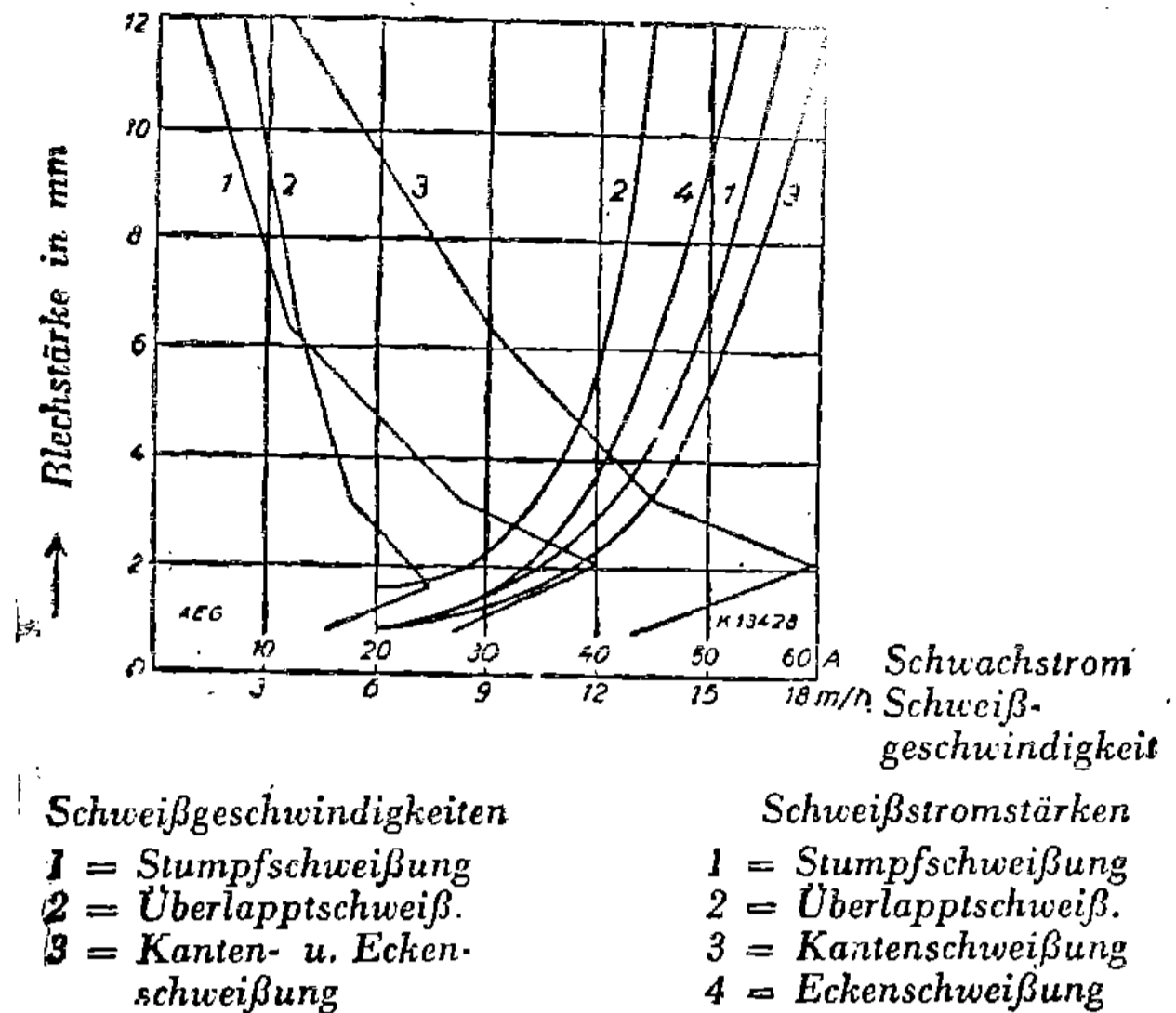
wesentlichen aus einem Schweißtransformator mit einer Spezialdrosselspule, den zugehörigen Instrumenten, dem Schalter und dem eigentlichen Schweißbrenner. Die Zündspannung beträgt etwa 300 V, die Gebrauchsspannungen bei gezeigtem Lichtbogen etwa 60 bis 100 V. Der Transformator von etwa 18 KVA Leistung hat zwei Sekundärwicklungen, eine für die Zündspannung von 300 V und eine, die die Arbeitsspannung für den Schütz von 60 V liefert. Der Schweißstromkreis geht über die Drossel, das Amperemeter und den sich zwischen den beiden Elektroden bildenden Lichtbogen des Brenners fort und schließt sich über die Stromwicklung des Schützes und seine Kontakte. Der Schütz hat außerdem noch eine Spannungsspule von 60 V, die durch einen Schalter betätigt wird. Die Stromstärke ist regulierbar durch entsprechende Einstellungen des Stufenschalters, der mit den Anzapfungen der Drossel verbunden ist. Sobald der Schütz betätigt wird, ist der Schweißstromkreis nur durch die beiden Wolfram-Elektroden unterbrochen. Sie werden momentan genähert und auseinandergezogen, wobei der Lichtbogen entsteht. Beim Zünden wird Schutzgas zugegeben, damit der Abbrand der Elektroden möglichst gering bleibt. Wenn während der Arbeit der Lichtbogen abreißt, so verschwindet selbsttätig die Leerlaufspannung. Erst durch Wiedereinschaltung des Schützes ist der Brenner wieder zündbereit.

Während des Schweißens bleibt der Schütz eingeschaltet, so daß der Schalter nicht ständig betätigt zu werden braucht. Eine Spezialschaltung sorgt dafür, daß der nicht in Gebrauch befindliche Schweißbrenner stets spannungslos ist. Erst beim Zünden des Lichtbogens wird der Schweißstrom durch Betätigung eines Schalters eingeschaltet. Der Arcatom-Schweißbrenner arbeitet im allgemeinen mit Stromstärken zwischen 20 und 40 A, bei Blechstärken bis zu 12 mm mit Stromstärken bis 65 A. Die Wolfram-Elektroden sind bei der Schweißung von dünneren Blechstärken 1,6 mm, von Blechstärken bis zu 12 mm 3,2 mm stark. Der Wasserstoff wird dem Brenner von einer Wasserstoffflasche mit entsprechendem Reduzierventil zugeführt. Der Wasserstoffdruck beträgt nur einige Millimeter Wasserfülle.

Aus den in Abb. 3 gezeigten Kurven sind die Schweißgeschwindigkeiten und Schweißstromstärken für die verschiedenen Ausführungsformen, soweit sie als Stumpfschweißung, Überlapp-, Kanten- und Ecken-schweißung üblich sind, zu entnehmen.

Die Dehnung der Arcatom-Schweißnähte steht derjenigen der Autogennähte nicht nach. Sie lassen sich um 180° biegen.

Ein besonderer Fortschritt der gaselektrischen Schweißung ist es, daß damit auch Materialien der Lichtbogenschweißung er-



Schweißgeschwindigkeiten
 1 = Stumpfschweißung
 2 = Überlapptschweiß.
 3 = Kanten- u. Ecken-schweißung

Schweißstromstärken
 1 = Stumpfschweißung
 2 = Überlapptschweiß.
 3 = Kantenschweißung
 4 = Eckenschweißung

Abb. 3. Kurven über Schweißgeschwindigkeiten und Schweißstromstärken der Arcatom-Schweißung

schlossen werden, die bisher noch Schwierigkeiten boten. Es können z. B. verschweißt werden:

Chromstahl	bis zu 35 %	Cr-Gehalt
Nickelstahl	" " 85 %	Ni "
Kobaltstahl	" " 35 %	Co "
Molybdänstahl	" " 20 %	Mo "
Wolframstahl	" " 13 %	W "
Siliziumstahl	" " 5 %	Si "
Aluminiumstahl	" " 13 %	Al "
Vanadiumstahl	" " 1,5 %	V "
Manganstahl	" " 12,5 %	Mn "

Auch Nichtisenmetalle, wie Kupfer, Aluminium, Bronze, Monelmetall, Nickel, Kobalt, Wolfram, Blei und Stellite können nach dem Arcatom-Verfahren zuverlässig verbunden werden. Die gaselektrische Schweißung bildet eine wertvolle Dervollkommnung der bisher angewandten Lichtbogenschweißung in atmosphärischer Luft und dürfte der Lichtbogen-Schweißung weitere große Anwendungsgebiete erschließen. (Mit Erlaubnis des Verlages „Wissen und Fortschritt“ aus dessen empfehlenswerter Zeitschrift „Wissen und Fortschritt“.)

Im Gesellenverein zu Bozen

Freund Wilhelm Gröne (Essen), der in seiner Gesellenzeit ganz Italien durchwandert und manches Abenteuer bestanden hatte (Siehe Verbandsorgan Nr. 40 „Auf der Walze durch Italien“), landete endlich in Bozen im Gesellenverein. Die folgende Skizze gibt einen prächtigen Einblick in das Gesellenleben der Vorkriegszeit.

Donnerwetter, diese Strohdumme auf dem Feld, in die ich mich hineinkrochen hatte, teils um Schutz vor einem heranziehenden Ungewitter, teils um Schlafgelegenheit zu haben, war wirklich nicht bicht. Der Regen platschte nur so dagegen, und bald sah ich aus wie eine Kage, die man ins Wasser geworfen hatte. Schlafen konnte ich nicht, in den nassen Kleidern froh ich, und so stand ich um 4 Uhr bereits wieder auf den Beinen. Wie sah ich aus! Ein Stromer war ein Gentleman mir gegenüber. Ich reinigte mich und zog los. Schon bald begegneten mir allerhand Wanderer, die den Pfingstmontag zu Spaziergängen in die Berge benutzen wollten. Jetzt hörte ich auch wieder deutsche Laute. In Kellers fragte ich immer wieder nach der Straße nach Bozen. Feststellen wollte ich, ob wirklich alle Leute deutsch sprachen. Teils auf hochdeutsch, teils im deutsch-tiroler Dialekt wurde mir geantwortet. Das klang doch ganz anders als das Italienische: „Riente capisko“. Beim schönsten Sonnenschein machte ich dann eine kleine Pause, um auszurufen und die letzten Strohpresse aus meiner wieder vollständig trockenen Kleidung zu entfernen.

Weiter ging es. Die Straßen wurden lebhafter. Glockengeläute drang an mein Ohr. Um 9 Uhr war ich in Bozen. Mein erster Weg führte, da es doch Pfingstmontag war, zur Kirche.

Dann ging es zum Gesellenhaus. Denn hier sollte der Katholische Gesellenverein ein eigenes Haus besitzen. Wie staunte ich, als ich das prächtige Gebäude, mitten im Garten gelegen, erblickte.

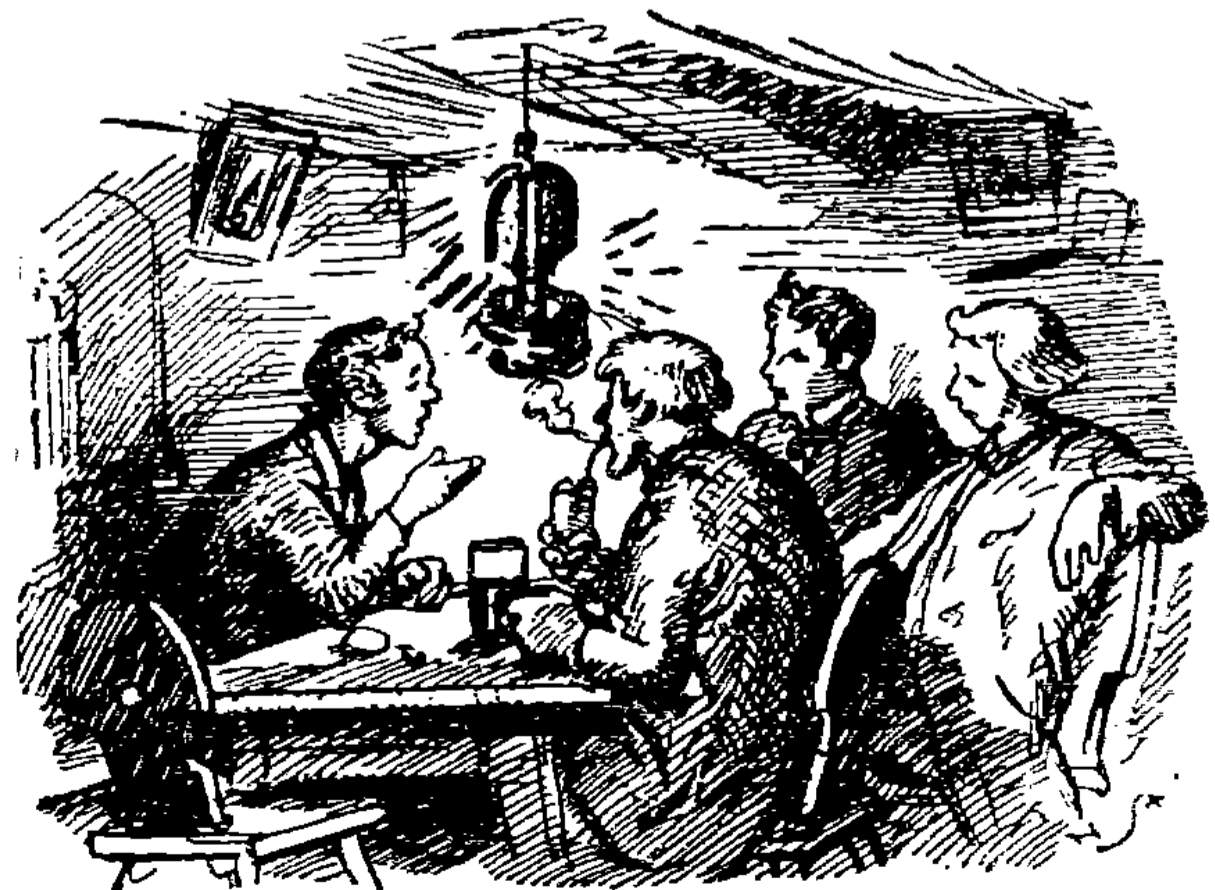
Mit dem Grusse: „Gott segne das ehrbare Handwerk“, trat ich unter eine im Vereinsfächchen versammelte Gesellenschar, die meinen Gruß freundlich mit „Gott segne es“ erwiderte. Mein Freund Paul war auch unter den Anwesenden. Ich freute mich über das Wiedersehen. Sogleich sagte er mir:

„Du, Wilhelm, hier möchte ich Arbeit nehmen.“

Es dauerte nicht lange, da kam der Präses des Vereins, Herr Kaplan Kalthofer, in das Vereinslokal. Ich stellte mich ihm als zugereistes Vereinsmitglied vor. Sogleich reichte er mir freundlich die Hand und sagte:

„Willkommen in Bozen. Du kommst sicher von Italien, denn du bist sonnengebräunt und hast hungrige Backen!“

Als ich bejahte, meinte er, ich solle mich heute mal richtig sattessen. Ich war hier wie zu Hause. Zu erzählen gab es reichlich unter den Kollpingbrüdern.



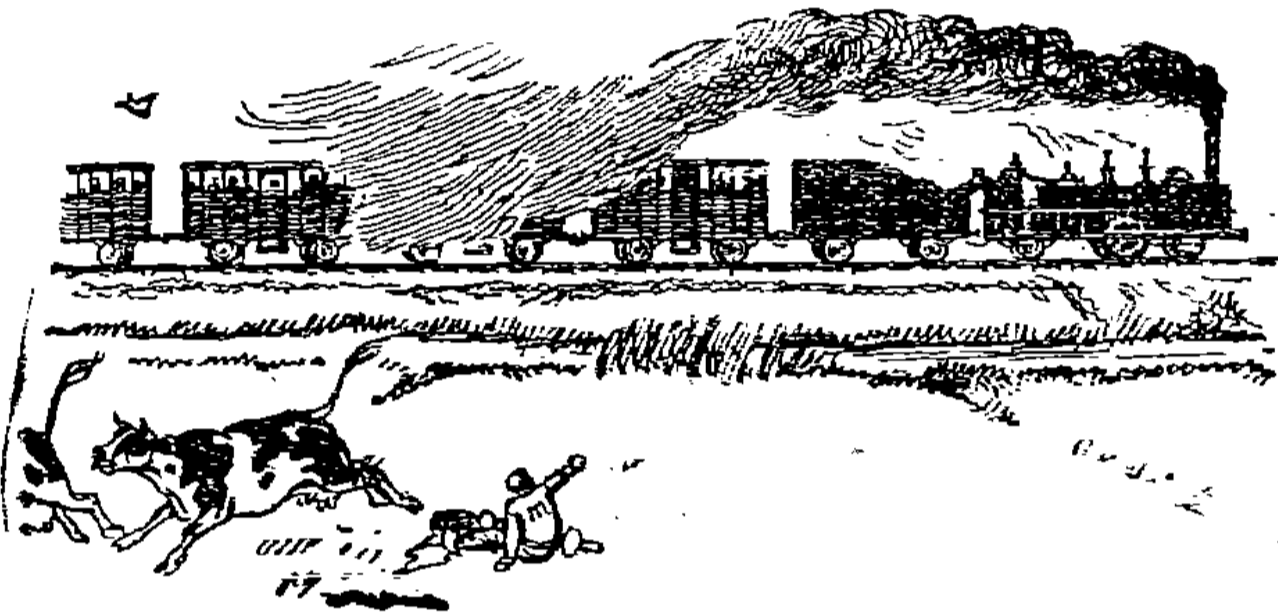
Mein Wunsch, in dieser Stadt Arbeit zu erhalten, wurde am Pfingstmontag bedeutend gestärkt. Daß das Mittag- und Abendessen, welches uns gratis vom Gesellenverein gestellt wurde, gut schmeckte, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben. Pfingstmontagnachmittag blieben

100 Jahre Schnellzugs-Lokomotive



Fast vor hundert Jahren humpelte auf schlechten Schienen Herrn Stephenson's berühmte Schnellzugslokomotive „Rakete“ zwischen Manchester und Liverpool mit 56 Kilometer Stundengeschwindigkeit einher. Zwar war die Strecke zwischen Manchester und Liverpool nicht die erste Eisenbahnlinie und die „Rakete“ nicht die erste Dampflok. Schon vier Jahre vorher hatte Stephenson eine Dampflok laufen lassen zwischen Darlington und Stockton. Aber was war das für ein Behelf. Dem „Feuertopf“ ritt ein Mann mit einer Fahne voran, der die Menschen auf das Ungetüm aufmerksam machte.

Aber auf der eigens nur für die Eisenbahn angelegten Strecke zwischen Liverpool und Manchester konnte sich die Erfindung Stephenson's „austoben“. Aengstliche Gemüter sahen Beelzebub auf der Maschine hocken, wenn sie, hinter sich eine Reihe von Wagen, mit 25 Kilometer in der Stunde „dahintraste“ oder gar 56 Kilometer machte, wenn sie allein fuhr.



Die Wirkung des ersten Schnellzuges

Das war eine Umwälzung auf technischem Gebiet in einer an technischen Erfindungen nicht armen Zeit, die höchstes Erstaunen hervorrief. Eine nicht geringere Großtat aber war die Eisenbahnlinie selbst. Infolge der Erfindung des mechanischen Webstuhls war Manchester zu ungeahnter Blüte emporgewachsen. Ihr Hafen war Liverpool, woher sie Baumwolle bezog. Aber diese Rohbaumwolle gebrauchte von Amerika bis Liverpool 21 Tage

und die viel kürzere Strecke von Liverpool bis Manchester fast einen Monat. Das dauerte der Industrie zu lange. Man gewann Stephenson zum Bau einer Eisenbahnlinie. Aber sie hätten fast die Rechnung ohne das hohe englische Unterhaus gemacht. Hervorragende Politiker behaupteten in ihren Reden, der Stephenson'sche Plan sei „das Sinnloseste, was je von einem Menschenkopf erdacht worden sei“, und der Antrag der Bahngesellschaft wurde zunächst mit 19 gegen 13 Stimmen abgelehnt. Erst nachdem man durch allerlei Schliche und Kniffe die wichtigsten Stimmen gewonnen hatte, ging der Antrag bei einer zweiten Vorlage durch, und auch damals noch hielt ein Abgeordneter, der Gelehrte Sir Isaac Coffin, eine Rede, in der u. a. sagte: „Weiß das Hohe Haus auch, welchen Rauch, welches Geräusch, Geziß und Gerassel die vorüberziehenden Lokomotiven verursachen werden? Weder das auf dem Feld pflügende, noch auf den Tristen weidende Vieh wird diese Ungeheuer ohne Entsetzen wahrnehmen. Die Eisenbahn wird der größte Unfug sein; sie wird die vollständige Störung der Ruhe, des körperlichen und geistigen Wohlbefindens der Menschen mit sich bringen.“



Schienen der Strecke Liverpool-Manchester 1829

Kun, die Eisenbahnlinie Liverpool-Manchester wurde gebaut; aber welche Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden. Mehr als hundert Brücken mußten gebaut werden, Tunnels erstanden. Aber das allerschwerste war die Überwindung des 10 Klm. langen graufigen Chat-Moores, in dessen unergründlichen Schlund alle Anfüllungen versanken. Die Gelehrten redeten von Unsinn. Aber Stephenson brachte es fertig. Als die Eisenbahnstrecke geschaffen war, wollte man zunächst Pferde zum Ziehen der Wagen verwenden. So wenig Vertrauen genoß noch die Dampfmaschine. Aber Stephenson's eiserne Nerven siegten auch hier. Er zeigte bei einem Wettbewerb, daß die Dampflok erheblich schneller und sicherer arbeite als ein Pferd. Die Kaufherren sahen das endlich ein und so fuhr auf einer eigenen Eisenbahnlinie Stephenson's Schnellzugslokomotive „Rakete“.

wir im Gesellenhause, um nicht durch unsere, immerhin durch die lange Walze schon in Mitleidenschaft gezogene Kleidung unnötig aufzufallen.

Am Dienstag zogen wir schon ziemlich zeitig in die Stadt, um die Straßen zu durchwandern und bei jedem Meister um Arbeit anzufragen. Keun Betriebe hatte ich schon abgeklopft, aber keine Arbeit erhalten. Beim zehnten Meister, das war der letzte, erhielt ich nach Vorzeigung meiner Papiere die Antwort:

„Sie können bei mir anfangen, Kost und Wohnung haben Sie bei mir.“

Meine Arbeitspapiere blieben in seiner Hand. Eiligst ging ich zum Gesellenhaus und gab meinem Freund Paul von dem Erfolge Kenntnis. Er selbst hatte keine Stellung gefunden und mußte deshalb weitersehen.

Jetzt, da er seinen Reisel Kollegen hier in Boyen lassen mußte, wollte er nicht mehr walzen, sondern, soweit seine Mittel es erlaubten, die Eisenbahn benutzen, um Zeit und Geld zu sparen.

Ich mußte also Abschied nehmen von meinem Freunde, der mir so lieb und teuer gewesen. Dazu konnte ich ihm das mir geliebte Geld noch nicht einmal zurückgeben. Denn auch auf dem Postamt in Boyen war für mich noch nichts eingetroffen. Paul wollte nunmehr ohne Rückhalt reisen und überließ mir sein gesamtes Reisegepäck zum Nachsenden in seinem neuen Arbeitsort.

Schon am Nachmittage trat ich meine Stellung beim Schlossermeister Heinz Reinhalter in der Kaufhertorgasse an. Mehr als 8 Wochen hatte ich mein Handwerk nicht mehr geübt. Nach einigen Tagen war ich aber wieder voll auf im Element.

Die Arbeitszeit betrug 10 Stunden täglich, und zwar von morgens 7 bis 11 Uhr, und von 12 Uhr mittags bis 6 Uhr abends. Die Mittagspause war auf die Zeit von 11 bis 12 Uhr gelegt, weil in dieser Zeit die größte Sonneneinstrahlung herrschte.

Sier ging es immer sehr pünktlich zu. Keine Minute zu früh oder zu spät wurde die Arbeit begonnen und beendet. Ueberstunden gab es

dort nicht. Statt dessen wurden zeitweilig einzelne neue Gesellen eingestellt.

Die Kost war sehr gut. Eine besondere Freude wurde mir Samstags zuteil, denn dann gab es regelmäßig Knödel, die ich so leidenschaftlich gern aß. Dafür mochte ich aber den Dienstag nicht leiden, denn dann gab es Gulasch mit Polenta. Den Gulasch mochte ich gern, der Polenta dagegen war mir ein Grauel. Nicht weil er nicht gut zubereitet gewesen wäre, sondern weil ich diesen gekochten Mats einfach nicht sehen konnte.

Das Mittagessen wurde stets durch Vorbeten eines Vaterunsers des mit den Gesellen gemeinsam zu Tisch sitzenden Meisters begonnen. Trotzdem einige Gesellen vom Gebet nichts wissen wollten, machten sie den noch mit. Gegen den Meister mochte sich keiner auflehnen.

Als Lohn erhielt ich pro Woche 7 Kronen, nach zweimonatiger Beschäftigung 8 Kronen. Das sind 6,87 M pro Woche. Das war gewiß nicht viel, aber der Höchstlohn stand für den ersten Gesellen zur Zeit auf 12 Kronen. Ein Gefelle, der bedeutend älter war als ich, erhielt nur 6 Kronen.

Es kam für mich nicht allein darauf an, als junger Gefelle Geld zu verdienen, als vielmehr auch eine an sich gute Stellung zu haben, mit der Möglichkeit, in meinem Handwerk weiter ausgebildet zu werden.

Abgesehen von der Lohnfrage hatte ich einen Meister nebst Kost und Logie, wie ich ihn mir nicht besser hätte wünschen können.

Die Grundlagen für ein zufriedenes und fröhliches Gesellenleben waren also gegeben.

In den freien Stunden suchte ich Abwechslung und Erholung bei meinen bald gefundenen Freunden im Gesellenverein. Besonders waren es die Vereinsversammlungen und wöchentlichen Zusammenkünfte des Rauchklubs „Smüatli“ in dem ich bald Mitglied wurde, die mein besonderes Interesse hatten. Fast kein Tag verging, ohne daß ich im Gesellenverein meine Freunde und Bekannten aufgesucht und mit ihnen einen Spaziergang in die nähere Umgebung unternommen hätte.

Wilk. Gröne.

Christlicher Metallarbeiterverband und Metallarbeiterin

In weiten Kreisen besteht die Auffassung, als handele es sich in der Metallindustrie um ein Gebiet, in dem nur Männerarbeit üblich ist. Soweit die sogenannte Schwerindustrie in Frage kommt, trifft das ja auch weitgehendst zu. Als Sammelbezeichnung gehört zur Metallindustrie neben der Metallverarbeitung die Elektrotechnik und Feinmechanik, die Metallwarenherstellung aller Art, die Uhren-, Nadel- und Edelmetallindustrie. In diesen Zweigen hat die Frauenarbeit bereits eine erhebliche Bedeutung. Die Metallarbeiterinnen werden erstaunt sein darüber, daß über 500 000 Frauen in den verschiedensten Industriegruppen der genannten Art tätig sind. Sollen wir daneben die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Metallarbeiterinnen stellen? Wir lassen es lieber, denn gemessen an der Beschäftigungszahl ist nur ein kleiner Teil gewerkschaftlich erfaßt.

Tausende von Metallarbeiterinnen können noch für den Verband gewonnen werden, müssen sich einordnen in Reih und Glied des großen Berufsverbandes, um mit den Arbeitskameraden gemeinsam nach Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu streben. Drei Jahrzehnte hat der Christliche Metallarbeiterverband bereits erfolgreich wirken können. Bei der Gründung waren die Frauen noch nicht dabei. Die damalige Rechtslage verbot den Frauen eine Beteiligung an derartigen Vereinigungen. Heute kennen wir derartige Verbote nicht mehr. Gleichberechtigt dürfen wir an der dreißigjährigen Jubelfeier teilnehmen. Teilgenommen haben aber die Metallarbeiterinnen von jeher an den Erfolgen, die der Verband in mühsamem und schwerem Schaffen Jahr um Jahr erreicht hat. Darin liegt die Bedeutung des Verbandes für die Metallarbeiterinnen. Das Aufgabengebiet des Christlichen Metallarbeiterverbandes wurde von Anfang an klar abgegrenzt. Alle Bestrebungen und Forderungen gipfelten in dem Ziel, der Arbeiterschaft eine bessere Lebenshaltung zu ermöglichen. Manche der damaligen Forderungen sind erfüllt.

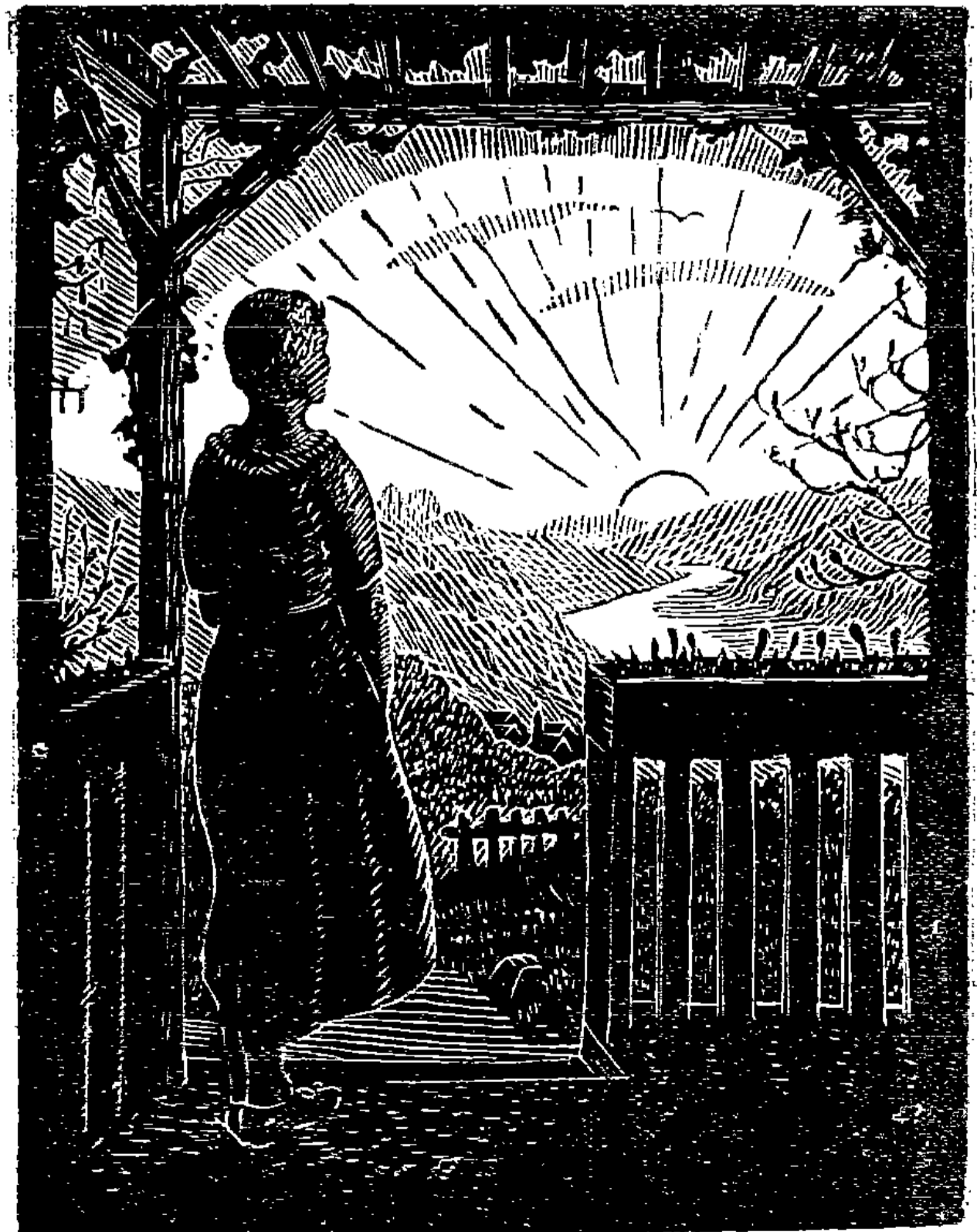
In wirtschaftlicher Hinsicht haben sich zugunsten der Arbeiterschaft, — trotz aller Mängel, die noch vorhanden sind — doch weitgehendste Verbesserungen vollzogen. Aber auch in der gesellschaftlichen Wertung hat der Arbeiterstand eine andere Geltung errungen. Aus der Teilnahmslosigkeit und dem Ausgeschlossensein der Geschlechts des öffentlichen Lebens ist er herausgewachsen, um sich überall mit zu betätigen und seine Kräfte für Standesarbeit und Volkswohl mit einzusetzen. Dennoch bleibt die Aufgabe bestehen, für jeden einzelnen und für die Gesamtheit, nach einer Vervollkommnung der Lebensgestaltung zu streben. Ganz besonders muß dieses Streben nach Besserung der Lebensgestaltung bei den berufstätigen Frauen einsehen. Die Frau, die im Lebens- und Wirtschaftskampf steht, ist auch in der Lage, ihrem Leben einen größeren Inhalt zu geben. Wir müssen nur selbst ein ernstes Willen zeigen.

Als erste Voraussetzung wäre hier das Mitdabeisein im Verband zu nennen. Das Wirken des Christlichen Metallarbeiterverbandes wurde schon erwähnt. Wie ehemals, ist es auch heute noch. Von der Berufsgemeinschaft ausgehend, wird für die Metallarbeiterin eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage erreicht und damit die Grundlage zu einer günstigeren Lebensgestaltung gegeben. Immer wieder gilt es, erträglichere Arbeitsbedingungen zu schaffen, zu überprüfen, ob die Arbeiten, die den Frauen in der Metallindustrie zugewiesen werden, nicht zu schwer sind und eine gesundheitliche Gefährdung bedeuten. Besonders hinzuweisen wäre auf die Regelung der Arbeitszeit. Für die Frauen soll diese so angefaßt sein, daß noch Raum bleibt für andere Betätigung. Dazu vor allem auch der freie Samstagnachmittag, damit die hauswirtschaftlichen Ar-

beiten — Waschen, Plätten, Nähen —, die doch auf jede Frau warten, dann vorgenommen werden können und der Sonntag wirklich ein Tag der Erholung und Freude sein kann.

Ein weiteres Kapitel ist die Entlohnung der Frauenarbeit. Es ist hinreichend bekannt, daß in vielen Betrieben der Metallindustrie Frauenarbeit nur aus dem Grunde eingeführt wird, weil die Frauen mit einem viel geringeren Lohn einverstanden sind. Ueberlegen wir doch einmal, wohin das führt wird, wenn Arbeiten, die früher von Männern ausgeführt wurden, immer mehr in Frauenhände gelegt werden. Die Männer finden keinen Arbeitsplatz, und den Frauen, namentlich auch den verheirateten, bleibt das schwere Los als Familienversorger in die Betriebe zu gehen. Die Metallarbeiterinnen müssen bemüht sein, eine bessere Bewertung ihrer Arbeitskraft zu erreichen. Wenn Arbeiten von Männern und Frauen übernommen werden können, soll dieses zu den gleichen Lohnbedingungen geschehen, damit der viel zitierte Satz: „Gleiche Leistung, gleicher Lohn“ auch in der Praxis Anwendung findet. Der Christliche Metallarbeiterverband wendet sich in dieser Ausgabe der Zeitung ganz besonders an die arbeitenden Frauen. Geben wir sie weiter, von einer Hand in die andere, daß in eifriger Werbearbeit viele tausend Metallarbeiterinnen die Bedeutung des Verbandes erkennen werden.

Minna Amann



Glaubst du, Metallarbeiterin, daß die Sonne im Leben leuchten würde, wenn du schwach und allein im Wirtschaftsleben ständest? Nur die Geschlossenheit im Verband gibt Stärke.

Beruf und Heim

Die erwerbende Frau ist längst eine alltägliche Erscheinung geworden. Ihre Tüchtigkeit ist anerkannt, ihre Notwendigkeit unbestreitbar. Es soll hier auch nicht ihre Berechtigung erörtert, ihre Arbeit beklagt oder gepriesen werden; nur auf das Verhältnis der erwerbenden Frau zu ihren Mitschwestern seien hier einige Streiflichter geworfen.

Die Zeiten sind ja wohl vorbei, da man mit dem Wort „Blaustrumpf“ jede Frau bezeichnete, die geistiger Tätigkeit oblag, und als Beispiel gern die Schriftstellerin mit tintenbesleckten Fingern und vernachlässigter Kleidung wählte. Wenn man sie auch nicht gesehen hatte, man wußte sie sich gut vorzustellen, denn geistvolle Schriftsteller hatten den Typ sehr einprägsam gestaltet, und Witzblätter führten ihn gern an.

Ob er nicht irgendwo und wie in den Köpfen spukt? Weniger in der Großstadt, wo der tägliche Augenschein längst alle Vorurteile aus dem Felde geschlagen hat. Aber es sind noch nicht viele Jahre her, seit mir in einer ländlichen Gesellschaft über eine Frau, die gut und viel über Erziehung schreibt, erzählt wurde, ihre eigenen Kinder seien Ausbunde von Ungezogenheit und liefen bis Mittag ungewaschen und ungekämmt umher. Als ich aus bester persönlicher Kenntnis feststellen konnte, ihre Kinder studierten bereits an Universitäten und seien, soweit sich sehen lasse, sehr tüchtige und wohlgepflegte Menschen, da riß ich sichtlich die Stützen liebgewordener Gedankengänge weg. Vielleicht empfindet die Frau, die ganz in den häuslichen Sorgen aufgeht, etwas wie Neid vor den auf geistigem Gebiet hervorragenden Geschlechtsgenossinnen, daß sie so schnell zu einem abspredhenden

Urteil gelangt? Ach, sie ahnt nicht, wie der Weg der Erfolgreichen zuerst über Dornen geführt hat; wie scharf der Wind auf der Höhe weht, und wie oft in der Brust der Geselerten die Sehnsucht nach einem stillen, umfriedeten Glück im Schutze des Hauses sich regen mag!

Doch es soll nicht nur von den Frauen gesprochen werden, die Hervorragendes auf öffentlichem Gebiet leisten, sondern von allen, die das Feld ihrer Tätigkeit außer dem Hause suchen und suchen mußten. Die Großstadt kennt sie zu Hunderttausenden; sieht sie gut gekleidet, flink, zielbewußt auf der Straße ihrem Büro, ihrem Geschäft, ihrer Werkstatt zuellen; weiß um ihre Zuverlässigkeit, ihren Fleiß, ihre Kameradschaftlichkeit — und auch, daß sie durchaus nicht abgeneigt sind, ihren Beruf gegen die Tätigkeit am häuslichen Herd zu vertauschen, wenn die Frage an sie herantritt. Den ersten besten brauchen sie nicht zu nehmen. Und falls das Herz ihnen keinen Streich spielt, wählen sie klug und umsichtig. Wie sie sich dann mit der Aufgabe der Selbstständigkeit abfinden, wie sie, gewohnt, zuerst an sich zu denken, den Mann umsorgen, das hängt natürlich von der Natur jeder einzelnen ab. Eins haben sie jedenfalls gelernt, was früher in der Entwicklung der Frau nicht so klar zur Geltung kam: Verantwortungsgesühl, Sinn für Pünktlichkeit und Selbstbeherrschung. Das hilft schon ein gutes Stück mit, auch wenn sie die wirklichen Künste, die andere von der Mutter übernehmen, erst erlernen müssen und Mißgelingen sich nicht vermeiden lassen werden.

Vielleicht gibt das Herausarbeiten des Festen, Bestimmten in ihrer Natur dem Wesen mancher berufstätigen Frau etwas Schroffes; vielleicht wohnt in ihr eine leise Geringschätzung gegen ihre Mitschwestern, die nicht so viel Geld verdienen, sich nicht selber kaufen dürfen, was sie mögen, die nicht von einer bestimmten Stunde ab frei über ihre Zeit verfügen dürfen, überhaupt vielleicht weicher, ängstlicher, unentschlossener sind als sie selber. Erst wo dies der Fall ist, verliert die erwerbende Frau von den Reizen, die wir mit Recht als echt weibliche bezeichnen.

Man betont aber auch gern, nicht bloß der Berühmtheit, sondern überhaupt der im Beruf stehenden Frau gegenüber, daß ihr die häuslichen Fertigkeiten abgehen oder sie diese nicht ausüben vermag. Die näht sich nicht einmal ihre Knöpfe an, jene läßt unfehlbar die Speisen anbrennen, wenn sie sich allenfalls an den Herd stellt, eine andere sieht unsagbar ungeschickt aus, wenn sie einmal mit dem Stauber wirtschaftet. Ja, ist das so verwunderlich, liebe Hausmütterchen? Denn wie würdet ihr euch anstellen, wenn ihr Maschine schreiben, Hemden verkaufen oder eine Korrektur lesen solltet? Die Übung dazu würdet ihr doch wohl vermissen lassen. Gewiß, die notwendigsten häuslichen Verrichtungen sollte jede „echte Frau“ verstehen. Sollte. Wohl ihr, wenn es der Fall ist. Sie mag noch so viel Geld erwerben, immer wird sie in gewissen Augenblicken froh sein, am Herd, für ihre Kleidung, ihre Stube nicht die fremde Handreichung zu brauchen. Aber wenn die Schule sie als Kind und nachher der Beruf sie ganz und gar in Anspruch nahmen, wann sollte sie die Kunst lernen, die sie manchmal schmerzlich vermisst? Denn dazu gehört Ruhe und Zeit, Erfahrungen wollen gesammelt und verwertet werden. Hier soll man milde urteilen und mit den eigenen „echt weiblichen“ Künsten der Ungelenken, die sich vielleicht anderweitig gern erkenntlich zeigt, zu Hilfe kommen. Denn Unerschrockenen helfend beispringen, Schwächen einsichtig begreifen und liebevoll verzeihen, das ist echt weibliche Tugend — und zwar die wertvollste!

Marie Gerbrandt.



Die alte Metallarbeiterin

Wehre den Anfängen!

Die Mutter erinnerte sich, wie ihr Junge, gelegentlich von einem Heimbesuch bei einem Kameraden zurückkehrend, sich verwundert hatte, ja manchmal laut oder leise empört war, daß der und der, der doch sonst so ein netter Kerl sei, zu Hause im Vaterhaus mit Mutter und Schwester einen Ton anschlage — nun eben einen Ton, wie sie ihn hier nicht kennen: brummig, raubbahig, von oben herab, gnädig, daß sie froh sein mußten, überhaupt Bescheid zu bekommen, rechthaberisch, befehlend, kurz: „Ich dürfte das nicht,“ schloß er. Und zwar wußte

er wohl, daß es nicht nur ein äußerliches, sondern auch ein innerliches Nichtdürfen sei.

Nein, sie könnte sich das auch nicht denken, daß er, der allzeit so artig, so zuvorkommend, so achtungsvoll mit ihr sprach, daß er solche Flegelhaftigkeit je über sich brächte, auch nicht in den Flegeljahren, wo es doch nach allgemeiner Anschauung zum Alter gehört, eine typische und unumgängliche Alterserscheinung ist.

Aber dann, eines Tages — er hatte sich ja sehr viel langsamer herausgeschält als alle seine Klassengenossen — eines Tages —



Es naht der Herbst mit Brausen

die Mutter hatte wohl auch etwas unvorsichtig einen wunden Punkt berührt und, ohne zu wollen, den Jungen gereizt, und ein bißchen rasch war ihm das Blut schon immer aufgewallt — nun ja, also eines Tages klopfte er auf den Tisch und es entfährt ihm ein sehr heftiges Wort, und in einem Ton — ja eben in jenem berückelnden Ton sagt er „seine Meinung“.

Es war das erstemal; würde es etwa jetzt bei ihm auch so beginnen?

Vielleicht hätte es begonnen, vielleicht wäre jene unerquickliche, kränkungsvolle, schmerzlich bittere Zeit gekommen, von der nicht viele Bubenmütter bewahrt sind, wenn die Mutter sich nicht sofort klar gewesen wäre: halt!

Wichtige Stunde. Wie damals, als er, zweijährig, zum erstenmal gestampft hatte mit den kleinen Füßchen, getroßt und geschrien, da hatte sie es auch gewußt und hatte, zum ersten und einzigen Mal, tötlich und handgreiflich dem angehenden Tyrannen den Standpunkt klar gemacht, — und siehe, er hatte es begriffen und war fürder ein lieber und lenksamer Bub.

Nun galt es noch einmal die Oberhand zu behalten, aber diesmal nicht mit überlegener Körperkraft. Hat sie gescholten? Hat sie gemurmelt und geklagt: „Du wüßter Bub, du, mir so zu kommen, wo man dir alles tut was man kann, und so viel Opfer bringt für dich; das hätt' ich nicht gedacht von dir, wart nur, bis der Vater heimkommt, dem werds ich's sagen; wohl, ich hätte dahelme der Mutter so begegnen sollen — schäm dich nur,“ usw. usw., Dinge, die so manchem heranwachsenden Kind als tägliches Brot aufgetischt werden, endlose Klagen über die heutige Jugend

und ihre Respektlosigkeit, und die alle nichts nützen, sondern nur auf der anderen Seite auch vergrämen.

Respekt und Achtung können nicht angepredigt werden, sondern müssen erfüllt sein.

Kein, sondern die Mutter schwieg. Sie schwieg auch, als der Junge auffallend lange noch zu erklären suchte, in sehr rasch gemilderten Ausdrücken, und ging bald aus dem Zimmer. Denn mehr als Vorwürfe oder Schelte und Aufgebrachtheit sollte ihr Schweigen ihn zur Besinnung bringen über seine Unbotmäßigkeit. Als er dann später, harmlos schelmisch wollend, sich von ihr verabschiedete, da erklärte sie ihm, völlig ruhig, daß sie nicht mehr mit ihm sprechen würde, ehe er sich in aller Form und ohne Vorbehalt entschuldigt. Sie sagte ihm kurz und ohne Leidenschaft, aber bestimmt und überlegen, daß sie in dieser Art und Weise nicht mit sich reden lasse und diesen Ton in ihrem Hause nicht dulde.

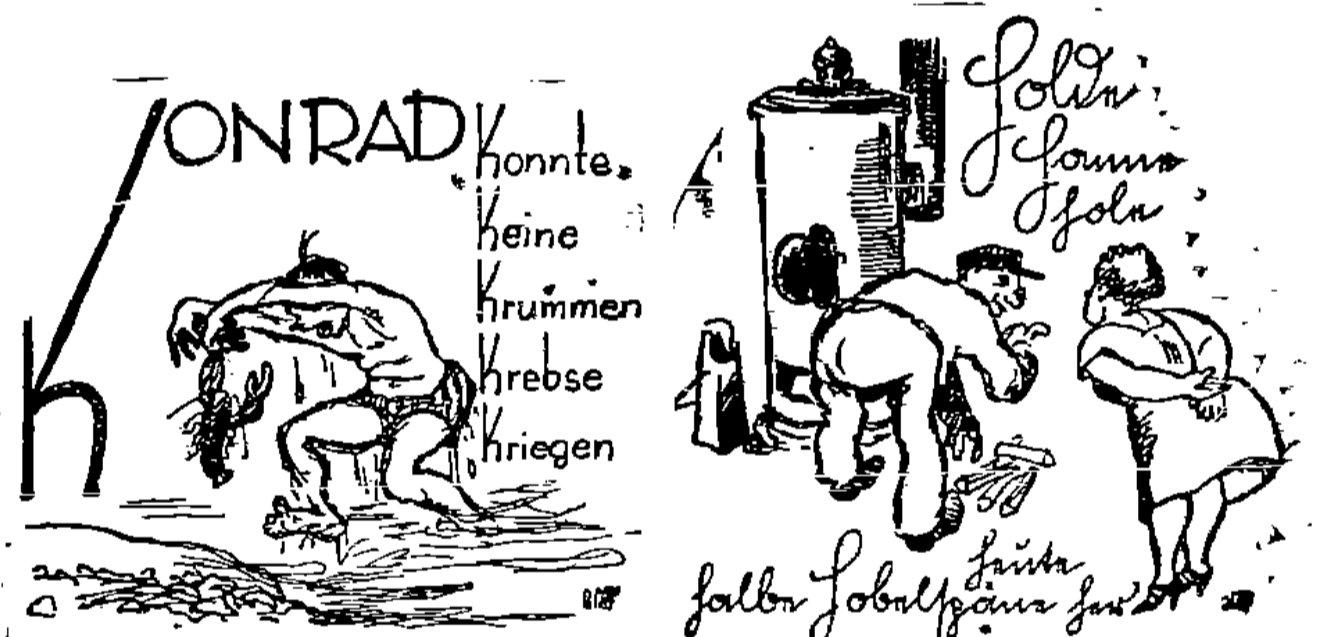
Kein Reifen, kein Parlamentieren und Diskutieren.

Und weil der Junge selbst gut genug empfunden hatte, was er der Mutter angetan und daß es sich nicht gehörte, und weil diese angedrohte Nichtachtung von Seiten seiner Mutter ihm viel schwerer zu ertragen gewesen wäre als Wortplänkeleien und Keisereien, so erfolgte diese Entschuldigung sehr prompt als eine Erleichterung des beschwerten Herzens.

Unbewußt wohl freute er sich, daß die Mutter diese „Kraftprobe“ seiner Flegeljahre so prompt pariert hatte, daß sie nicht suchte, sondern daß er nach wie vor zu ihr hinausschauen mußte, denn das will ja die Jugend trotz allem Selbstherrlichkeitsgebaren. Und wenn die Mutter vorher einen guten Jungen gehabt hatte, so hatte sie seither erst recht einen lebenswürdigen Sohn.

Freilich sagte er sich oft, wie es herausgekommen wäre, wenn sie das erstemal nicht „Halt!“ gerufen hätte. Marie Steiger.

Etwas zum Zungenbrechen



Für unsere Jungen

Aus der Gewalt des Mahdi entflohen

Statin Pascha.

II.

Mitte Januar wurde mir eines Abends nach Sonnenuntergang von einem mir unbekanntem Manne ein heimliches Zeichen gegeben ihm zu folgen; einige Schritte neben ihm hergehend, vernahm ich die leisen Worte: „Ich bin der Mann mit den Kadeln und muß mit dir sprechen.“ Freudig überrascht, führte ich ihn in der Dunkelheit einige Schritte abseits an eine Stelle, wo die Mauer meines Hauses eine Art versteckter Nische bildete, und forderte ihn auf, schnell zu reden und mir seine Pläne zu entwickeln. Zuerst übergab er mir drei Nähnadeln und ein kleines Stück Papier als Zeichen seiner Sendung, und dann erklärte er mir zu meiner nicht geringen Enttäuschung mit dünnen Worten, daß bei den herrschenden Umständen eine Flucht unmöglich sei. „Ich kam in der Absicht hierher, dich nach Kassala zu bringen, doch durch die Errichtung dreier Stationen am Atbara, die fortwährend miteinander in Verbindung stehen, ist es ganz unmöglich, diesen Weg zu nehmen und eine so stark besetzte Linie zu passieren.“ Ueberdies, behauptete er noch, sei sein Kamel zugrunde gegangen, er habe bei den schlechten Verkaufspreisen an seinen Waren viel Geld eingebüßt und besitze daher auch gar nicht die Mittel, die zur Flucht unumgänglich nötig wären. Schließlich ersuchte er mich, ihm einen Brief an Major Wingate mitzugeben, daß dieser ihm eine größere Summe Geldes auszahlen möge; dafür versprach er, nach zwei Monaten wieder zurückzukehren wo wir dann ernst an die Sache gehen könnten. Es war klar, was ich von diesem Manne zu halten hatte. Da er schon nach zwei Tagen abreisen wollte, so befahl ich ihm, mich am nächsten Abend in der Djami*) zu erwarten, dann kehrte ich, wenig befriedigt von dieser Zusammenkunft, zur Pforte

des Chalifa zurück. Das mir übergebene Papier enthielt in wenigen flüchtigen Worten eine Empfehlung des Mannes durch Pater Ohrenwalder. Ich beantwortete das Schreiben, schilderte das Verhalten seines Sendlings und übergab den Brief am nächsten Abend dem, mich wie verabredet in der Djami erwartenden Oscheich Karar, der ihn in der vermessenen Hoffnung, neues Geld darauf zu erhalten, rasch zu sich steckte. Wieder um eine Hoffnung ärmer, wollte ich mich nach meinem Hause begeben, als ich plötzlich Mohammed, den Vetter meines Freundes des Abd er Rahman, vor mir sah. Wie von ungefähr neben mir hergehend, sprach er mit leiser Stimme: „Wir sind bereit, die Kamele sind gekauft, die Führer erworben. Deine Flucht ist für den nächsten Monat bei abnehmendem Monde geplant, halte dich bereit!“

Meine Flucht.

Es war am 20. Februar 1895, drei Stunden nach Sonnenuntergang. Der Chalifa hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen. Eine weitere Stunde war ohne Störung verfloßen, mein gestrenger Herr hatte sich zur Ruhe begeben.

Ich stand auf, nahm Sarrua*) und Ferda**) auf die Schulter und ging über den Betplatz auf der von Omm Derman nach Norden führenden Straße. Ich hörte ein leises Räuspern, das Zeichen Mohammeds; ich stand still. Er hatte einen Reitfessel gebracht, ich stieg auf. Vorwärts!

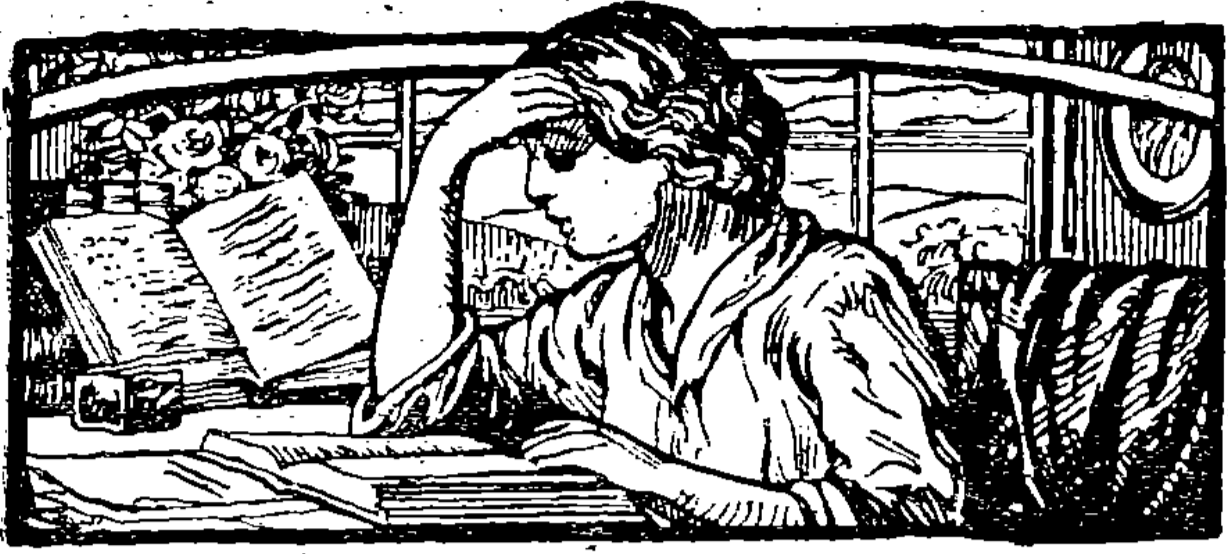
Die Nacht war dunkel; der kalte Nordwind harte die Leute in ihre Hütten und Häuser getrieben. Ohne jemand zu begegnen, langten wir am Ende der Stadt bei einem abseits vom Hegege gelegenen verfallenen Häuschen an: ein Mann zog ein gesattelttes Kamel heraus.

„Dieser ist dein Führer, namens Seki Bilal,“ sagte Mohammed, „er wird dich sogleich zu den in der Steppe verborgenen Reittieren bringen — schnell! Glückliche Reise! Gott schütze dich!“

Seki Bilal sprang in den Sattel, ich setzte mich rittlings hinter ihn. Nach nahezu einstündigem Ritte kamen wir bei den zwischen kleinen

*) Stätte des Gebets, auch Gotteshaus der Mohammedaner; das Wort Moschee leitet sich von dem erwähnten arabischen Ausdruck her.

*) Ziegenfell, auf welchem Gebete verrichtet werden. **) Baumwolltentuch.



Eine Minute für die Hausfrau

Vertilgung von Motten aus Teppichen.

Man vernichtet Motten in Teppichen, wenn man ein Tuch in kochendes Wasser mit Salmiakzusatz taucht, es auf die linke Seite des Teppichs legt und mit sehr heißem Eisen langsam darüber bügelt.

Mittel gegen Kopfschmerzen.

Gegen nervöse Kopfschmerzen helfen Geranienblätter, die man an die Ohren legt. — Eine Linderung verschafft auch ein aus Moosbeeren (Sumpfbeeren) zubereitetes Glas Limonade. — Durch Aufregung entstandene Kopfschmerzen verschwinden nach dem schluckweisen Leeren eines Glases Zuckerwasser.

Mittel gegen Brechdurchfall.

Wit ist die Mutter ratlos, wenn der Säugling an Brechdurchfall leidet. Es gibt ein einfaches Hausmittel, das meistens gute und schnelle Wirkung hat. Man nimmt das Weiße eines ganz frischen Eies, gibt etwas Salz hinzu und verquirlt es mit abgekochtem Wasser. Hat man es genügend gequirlt, so gießt man es in die Milchflasche und reicht es dem Säugling anstatt Milch. Selbstverständlich ist trotzdem ein Arzt zu Rate zu ziehen.

Wie soll das Badewasser für den Kanarienvogel sein?

Täglich soll man dem Vogel frisches Badewasser geben, am besten in einer außen an der geöffneten Käfigtür angehängten kleinen „Badeanzug“. Ein dickes Glaschöpfelchen ist besser und hygienischer als eines aus Blech. Das Wasser soll eine Temperatur von 16 bis 18 Grad R. haben, niemals brunnenkalt sein. Das Baden soll man den Kanarienvögeln selbst überlassen, sie nicht etwa eintauchen oder abspritzen. Selbst wenn der Vogel in den ersten Tagen scheu ist und die Badegelegenheit unbenutzt läßt, treibt ihn sein Instinkt von ganz allein dazu, sich hineinzuwagen und fröhlich sich im Wasser zu tummeln. Es ist nicht gut, ein großes Gefäß zum Baden auf den Käfigboden zu stellen. Der Vogel wird es zwar auch benutzen, aber den Sand völlig durchnässen beim Baden, und es entsteht Erkältungsgefahr.

Reinigung von Ridelgeschirr.

Man bereitet eine Lösung aus rektifiziertem Spiritus und Schwefelsäure (von jedem die Hälfte). Dann legt man die Ridelgeschirre 10 Minuten in diese Flüssigkeit, spült mit reinem Wasser nach und trocknet die Gegenstände fogleich mit sauberen, weichen Tüchern und reibt mit einem Leder nach.

Bäumen verborgenen Kamelen an, der zweite Führer erwartete uns. Alles war bereit, ich bestieg das mir angewiesene Tier.

Ich erinnerte mich an die Aetherpillen, die ich Mohammed übergeben hatte.

„Seki,“ jagte ich, „hat dir Mohammed die Arzneien gegeben?“

„Nein, was für Arzneien?“

„Man nennt sie Aetherpillen, sie vertreiben den Schlaf und stärken den Menschen auf der Reise.“

Er lachte. „Schlaf? Mache dir keine Sorge, die Angst ist guter Leute Kind, die wird uns den Schlaf vertreiben, und Gott in seiner Barmherzigkeit wird uns stärken.“ Der Mann hatte recht.

Wir ritten in nördlicher Richtung; das in Büscheln stehende Hartgras und die stellenweise dichtstehenden Dümosenbäume hinderten in der Finsternis die Tiere am schnellen Fortkommen. Bei Scannenaufragung erreichten wir Wadi Bishara, ein an dieser Stelle etwa eine Stunde breites Tal, welches während der Regenzeit von den am Nilflusse wohnenden Djalin mit Durrah bebaut wird. Ich sah nun meine Führer bei Tag: Seki Bilal, ein junger Bursche mit leichtem Bartansfluge, und Samed ibn Susein, im besten Mannesalter stehend.

„Von welchem Stamme seid ihr?“

„Wir sind Kababisch, von den Gils-Bergen, Herr! und so Gott will, wirst du mit uns zufrieden sein!“

„Wie groß ist der Vorsprung, den wir vor unsern Feinden haben werden? Wann wird man dich vermissen?“ fragte mich der ältere.

„Man wird nach dem Frühgebete nach mir suchen; doch bis man außer Zweifel ist, daß ich entflohen bin, und die zu unserer Verfolgung geeigneten Leute und Tiere findet, vergeht Zeit; wir können wenigstens auf 12 bis 14 Stunden Vorsprung rechnen.“

„Nicht viel, entgegnete Samed, doch wenn die Tiere gut sind, lassen wir immertin ein schönes Stück Wegs hinter uns.“

„Kennst du die Tiere nicht von früher? Sind sie nicht erprobt?“

Bekanntmachung

Sonntag, den 27. Oktober, ist der 44. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Der Gedenktag des 30jährigen Bestehens unseres Verbandes (Wbr.), S. 674. Wie steht es um die Metallarbeiterin? (G. W.), S. 674. Metallarbeiterin und Gewerkschaft (Karl Gengler, Stuttgart), S. 675. Volkstum und Masse-Menschentum (Dr. S. S. Weber), S. 676. Der Wirtschaftspessimismus ist nicht berechtigt (S. Imhoff), S. 677. Neueste deutsche Bankkonzentration und Arbeiterchaft (Gl.), S. 678. Offenen Blickes ... S. 676. Um unsere „Deutsche Volksbank“, S. 677.

Aus den Betrieben:

Der Tachener Handwerksbund am Arbeitsgericht Iserlohn (W. A.), S. 680.

Unterhaltung:

Sarte Zeiten (Charles Videns), S. 679. Im Gesellenverein zu Bozen (W. Gröne), S. 683. Für unsere Jungen: Aus der Gewalt des Mahdi entflohen (Slatin Pascha), S. 687.

Wirtschaft — Technik:

Metallarbeiterchaft und Weltsteilung (W.), S. 681. Elektrisches Lichtbogen-schweißen mit Schutzgas, S. 682. 100 Jahre Schnellzugslokomotive (...), S. 684.

Frauenleben:

Christlicher Metallarbeiterverband und Metallarbeiterin (Minna Amann), S. 685. Beruf und Heim (Marie Gerbrandt), S. 686. Wehre den Anfängen! (Marie Steiger), S. 686. Etwas zum Jungenbrechen, S. 687. Eine Minute für die Hausfrau, S. 688.

Bekanntmachung:

Seite 688.

„Der Deutsche Metallarbeiter“ erscheint wöchentlich Samstags. Schriftleitung und Geschäftsstelle Duisburg Stapeltor 17. Fernru: 3366 und 3367. Schluß der Redaktion Donnerstags abends 6 Uhr. Zuschriften und Abonnementsbestellungen sind an die Geschäftsstelle zu richten. — Anzeigenpreis: Die gespaltene Millimeterzeile für Arbeituchende 20 Reichspfennig für Arbeitsangebote 40 Reichspfennig. Unverlangt eingehende Manuskripte ohne Beifügung eines adressierten und frankierten Briefumschlages werden weder zurückgesandt noch aufbewahrt.

Schriftleitung: Georg Wieber — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg

„Nein, es sind zwei Hengste von der Rasse der Anafi und eine Bisharia-Stute, von den für deine Rettung bemühten Freunden angekauft,“ war die Antwort, „wir wollen das Beste hoffen!“

Wir trieben die Tiere zu schnellerem Laufe an. Die Steppe war hier flach, ab und zu mit Bäumchen bestanden, stellenweise von kleinen steinigen Hügeln unterbrochen. Wir waren bis gegen Mittag ununterbrochen geritten, als mir mein Führer zurief: „Halt! Laßt die Kamele schnell niederknien! Schnell!“ Ich hielt an, und die Tiere legten sich nieder.

„Warum?“

„Ich sehe in weiter Entfernung Kamele und zwei Sandpferde und fürchte, daß man uns bemerkt hat.“

Ich lud mein Remingtongewehr, um für alle Fälle bereit zu sein.

„Wenn man uns bemerkt hat, so ist es besser, wir reiten ruhig weiter“, sagte ich. „das Niederlegen der Tiere im heißen Sonnendrand erweckt Mißtrauen bei den Leuten. In welcher Richtung gehen sie?“

„Du hast recht,“ entgegnete Samed ibn Susein, „sie gehen nordwestlich.“

Wir saßen auf und veränderten die Marschrichtung nach Nordost. Schon hofften wir, ungeesehen davonzukommen, als wir zu unserm Verdruß sahen daß einer von den etwa 2000 Schritt entfernten Leuten das Pferd bestieg und in kurzem Galopp herankam.

„Samed,“ sagte ich, „ich gehe mit Seki langsam weiter, halte den Mann auf und gib ihm Auskunft, verhindere aber auf alle Fälle, daß ich in der Nähe gesehen werde; du hast ja das Geld bei dir!“

„Gut, gehe, aber langsam!“

Ich ritt mit Seki ruhig weiter, mir das Gesicht mit der Ferda verhüllend, um nicht als Weißer erkannt zu werden.

„Samed begrüßt den Mann und läßt das Kamel niederknien,“ sagte Seki, der zurückfuhr, „gehen wir Schritt für Schritt!“

Nach etwa zwanzig Minuten sahen wir den Mann das Pferd besteigen und Samed sein Tier antreiben, um uns einzuholen.

(Fortsetzung folgt.)